Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1826)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655676

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Botengruß zum neuen Jahr 1826.

Da stapfet er wieder her, der hinked Bott,
So mängem Gauch und Gäuggeli sy Spott,
Und chummlich doch Allne ganz überus
Für d'Wösch und zum Märit, für Stall und Hus!

Fast aber wär ig ech nümmemeh choh,
D' Welt het mer bald Alles übel gnoh:
Dä ha-n-i z'Zinse g'mahnt; dä sust zum Flyß;
A Sunntig Eine zu d's Herre Prys;
A Heue-n und Aerndte-n-u Holze der Fuul;
Und öppe a d's Faste-n-es gfräßigs Muul.
Dem bin ig scho lang schier z'Alte gsy,
Und wäger a Chindesstatt e Chly,
Ha z'viel Histerli zellt, nit witzig gnue,
Wohl z'gmein vo Rosse-n-u Geiß u Chue.
Dick einisch Eim ha-n-i z'g'lehrt doch tha,

E

Und Eim viel z'dummi G'späßli gha. —
Deh hei si noh gseit, i der Stadt fürus,
I machi's mit Wind u Wetter z'chruus,
Ig prophezeyi die Chrütz und die Quer,
Als wenn ig im Mohn obe gsesse wär,
Und hätti si ghulfe reise na Glust,
Und chönn's nit besser, als Anderi just.
Denn sägi vo Chrieg und vo Süüche no gar,
Und vom irdische Jahresregente wahr,
Im Aberglaube bis übere Hals,
Und bhaupti's, und bherti's, und wüssi's Alls,
Und rathi und schrybi vom z'Aderlah,
Und thüi mi kei Bitz doch uf nüt verstah; —
Churzum i sygi, — so rede si, —
En Esel syg ig, und geng eine gsi.

Jä setigs thut weh, so spitzigi Wort,
U z'vollem a mängem gar liebe-n-Ort,
Wie z' Bern i der Stadt, u z' Bern uf em Land,
Bald grad vor der Nase, bald hinter der Hand!

Jitz nei, — jitz wotti vo desse nüt meh,
Sust allmetz het me mi geng gern gseh;
'S het Alls mer fründlich Gottwillche gseit,
Und d' Händ schier unter d' Füß mer g'leit;
Keis Chind ist da worde-n-ohni mi,
Und numme mit mir isch z'sterbe g'si. —
Sött Alles denn fehle gar und ganz? —
I wott's versueche no für ne Tanz!

Gät Acht, ihr Lüt! i ha hüür mi scho,
Euch z'Gfalle, recht ordli z'säme guoh!
Mys Chitteli ha-n-i vo-n-usse putzt,
Neu g'füetteret, und alamodisch g'stutzt;
Vom Aderlaßmännli, gäb gern, gäb nit,

Ha-n-ig Abschied gnoh, u vo Mängem dermit,
Was d' Welt für Abergläube het gha,
Und Mängem viellicht just bas het tha.
Ig will mer der Schnabel lah spitze noh,
U geng e chly g'schyder, geng witziger cho.
Mängs Dumms — usem eigene Ländli zellt —
Ha-n-i schwyglige dießmal uf d' Syte gstellt,
I wott nit lüge, nit dampe, wie fern:
Vo Rechtzigem schwätze-n i selber gern.
Wer gschyd isch, lueg mi jitz styf druf a;
Viellicht bi-n-i hüür doch afe sy Ma!

Was mache-n-ig aber, wenn Narrevolch schreit,
U nüt vo mer will, u mi dänne gheit? —
Dem Gauch syni Batze hei um und um
Vier Chrützer o just, und i bi nit dumm.
Wer brucht meh Chleyder, meh Strümpf u Schueh,
Als e-n-arme Bott, ohni Rast u Rueh? —
Lat gschaue jitz, wer Verstand het u Gelt,
Wie weit-er mer helfe-n-ächt dür d'Welt?
I bätte noh geng für mys täglich Brot;
Ha's gha mit de Posse süst ohni Noth.

Vom Aderlassen.

Ein Brief an den hinkenden Boten in Bern.

Oft schon, ehrlicher Freund Hinkebein! hab' ich in der Stille gelächelt, wenn ich in deinem jährlichen Kalender den seltsamen Krimskrams vom Aderlaßmännlein durchlief, und die Zeichen zum Schräpfen, Purgieren, Baden, Haarabschneiden betrachtete. Welcher Marktschreyer und Winkeldoctor schickt dir alle Jahre Käs oder Wein ins Haus, daß du ihm so dienstfertig die Kunden zuweisest, die abergläubisch oder einfältig genug sind, um auf Kalender-Parole ihm Gesundheit und Leben anzuvertrauen?

Doch Spaß beyseite, guter Hinkebein! ich meyne es so redlich mit dir, daß mich's ordentlich jammert zu seh'n, wie deine Gedanken so altfränkisch sind; und was hilft dir die Schneiderschere am Rockschoß, wenn Niemand den alten Unsinn beschneidet, mit dem du die Welt so lange schon heimgesucht hast? Die Röcke werden umgestaltet, die

Westen verwandeln sich, an den Hosen will bald die Weite der Länge gleichen, — und du, lieber, rosiger Allerweltsfreund! plauderst gedankenlos den alten Aderlaß-Schnack, an den kein Mensch mehr glauben mag; — das möchte dir und deinem Credit endlich übel bekommen!

„Aber die Welt will betrogen seyn!“ sagst du. O ja wohl; nur doch artig, mit feiner Manier, und daß ihr Maul und Lunge noch übrig bleiben, um am Ende zu lachen! Werd' ich zum Schneider gehen, wenn ich ein Paar Schuhe will? Werd' ich das Leder bey'm Schmide hohlen, und das Brot bey'm Zimmermann?

Schnupf eine gute Prise, Stelzfuß! Eine Prise Schneeberger stärkt das Gedächtniß und reinigt das Gehirn. Jetzt besinne dich! Wird ein vernünftiger Mensch den Kalender fragen um's Aderlassen, und nicht den Doctor, den Operator, den Schäfer? Was meynst du wohl?

Alle Tage ist gut fromm seyn; aber nicht alle Tage ist gut Ader lassen. Wann schickst du die Bauern in's Korn und in's Heu? Wann es reif ist. Wann soll Einer den Finger abnehmen lassen? Wann solcher verdorben und ganz unheilbar ist. Wann muß Einer den Aderlaß vornehmen? — Holla! du sagst am ersten, am dritten, sechsten, oder wie du es sonst auf das Papier gewürfelt. Ich aber sage, wenn's nöthig ist, und ein gescheuter Arzt es anrathet; denn keinen zwey Menschen ist es gleich nützlich, so wenig als das Pilleneinnehmen und das Pflasterauflegen.

Meyntest wohl, mein ehrlicher Graukopf! der Mensch sey ein hohles Fäßchen, und wie man aus einem Fäßchen nach Belieben ein paar Flaschen zapfe, sey auch eine Schüssel Blut aus dem Leibe zu lassen; nur daß man durch's Spundloch zu dem Vorrath wiederum nachgieße, zumal das Nachgießen, etwa bey'm Bären, oder im weissen Kreuz, oder bey'm Adler, ganz lustig von Statten gehe?

Wisse jedoch: Blut ist der wahre Lebenssaft des Leibes. Aus dem Blute wird Fleisch und Bein. In dem Blute erzeugt sich die natürliche Wärme. Mit dem Blute schwinden Kräfte und Leben. An Verblutungen stirbt man. Zu häufiges Aderlassen macht ein dünnes Blut und schwächt die Lebensgeister. Die schlimmen Folgen der Aderläßen will man nicht gern bekennen; und wer für das Aderlassen bezahlt wird, der redet ihm nicht gern Böses nach. Du aber, Hinkebein! hast einen guten Botenlohn, und sollst die Aderläßen nicht einreden und aufschwatzen, wo sie schaden! Also nimm guten Rath, und da du mir in's Ohr gesagt, du habest für dieses Jahr deinen alten Rock gewendet, und wollest viel altes Geplauder abthun, das du selbst nicht verstanden; so bitt' ich, schaff auch das Aderlaß-Männlein ab, und geh' heim in dein Kämmerchen, und — schäme dich, daß du es nicht lange schon zum vorjährigen Schnee verschickt hast! Spatzen aus deinem Hirse zu verscheuchen wär's schon noch gut; aber im Kalender spuckt's wie ein Gespenst, und macht eitel Unrath dar. Ey was? Zwölf himmlische Zeichen sind drum herum, und belagern es. Wollen die denn Alles regieren? Ist's nicht genug, daß sie oben am Himmel steh'n, und dem Sternkundigen anzeigen, wo die Sonne alljährlich ihren Durchgang nehme? Was haben sie mit Blut und Adern zu thun? Und wo regieren sie darüber? — Just so weit dein Kalender geht!

Jenseits der Berge drucken sie einen andern, und jenseits des Meeres wieder einen andern, und jeder setzt die guten und die schlimmen Tage anders; und doch ist nur Eine Sonne, nur Ein Himmel über der Erde, und nur Ein Herr im Himmel, der allen Aberglauben und alle Zeichendeuterey verboten hat.

Weiter, mein ehrlicher Stelzfuß, wirf dein Geschwätz fort, was aus dem Blute nach dem Aderlassen zu urtheilen sey! Du sprichst von Farben und Ringen, die vielleicht noch kein Mensch gesehen hat, und hängst allerley Krankheiten daran, die mit dem Blute nichts gemein haben, und henkst doch nur 10 daran, und lässest andere 3000 Krankheiten aus, die den Menschen befallen können. O Wind über Wind! Laß doch den Quacksalbern auch etwas zu faseln übrig!

Die Neumonde und Vollmonde schaff' ebenfalls über Ort in deinem Aderlaß-Berichte! Du verirrst dich in die veralteten sieben Planeten dabey, und weißt in deiner Einfalt nicht, daß man 5 neue entdeckt hat, die auch ein Sprüchlein mitreden möchten, wenn die andern ein Wort zu sagen hätten in der Weltregierung.

Schräpfen, Purgiren, Baden, zum Beyspiel im Scorpion! Warum nicht wenigstens in den Fischen und im Wassermann? Der Neumond, der zunehmende, der abnehmende Mond verstehen sich unvergleichlich auf den Menschen, daß sie ihm das Schräpfen und Purgiren so hübsch ordentlich einzutrichtern wissen! Den jungen Leuten aber solltest du das Schräpfen gar nicht einreden; Sie werden von Gaunern, Spielern und Betriegern sattsam geschräpft. Den Alten sodann wird von den Jungen der Beutel genug purgirt, um andere Purgatzen recht wohl ersparen zu können. Aber Baden und Fußwasser sind eine hübsche Sache für die Reinlichkeit, und Reinlichkeit ist Geschwisterkind mit der Gesundheit selbst. Soll mit aller Gewalt ein wenig geschräpft und zur Ader gelassen werden; so rathe du's, alter Schlaukopf, den heißblütigen Verliebten, den vollblütigen Hochmuthsnarren, den dickblütigen Maulhängern, den schaumblütigen Windbeuteln! Es thut ihnen Allen gut, wenn sie los werden des sündigen Saftes in ihren Adern. Was aber kluge — und insonderheit gesunde Leute betrifft; so laß sie es mit ihrem Arzte ausmachen, ob und wann und wie viel sie Blut lassen sollen! Es bekömmt ihnen nur selten wohl.

Uebrigens — warum, Alter! ist deine Arzneykunst so verrunzelt und zusammengeschrumpft wie deine Backen sind? Willst du nicht auch berichten, wann ein Zahn auszureissen, oder ein Geschwür zu öffnen, oder ein Bruch zu schneiden sey? — Gelt, du denkest: das Alles thut weh, und darum werden's die Leute nicht thun, bis es sonst vonnöthen ist. Aber das Aderlassen schmerzt eben nicht, und da geht's leichter, den Einfältigen was anzuhängen. Oder halt, wir merken es: der Mond und die Herren Sterne sind Doctoren, sie haben Medicin studirt, und practiciren gern. Von anderen Künsten und Wissenschaften versteh'n sie nichts; sonst würden sie vorschreiben: gut Häuser bauen! gut Processe führen! gut predigen! gut zu Gerichte sitzen! gut wandern und reisen! gut einen Handel schliessen! — Da sie aber nicht pfuschen wollen, wo sie nichts versteh'n, so dictiren sie dem Kalendermacher: gut Aderlassen, gut Schräpfen, gut Nägel beschneiden, Haar abschneiden und Purgiren! — He?

Jetzt noch ein ernsthaftes Wort zum Schlusse, mein guter Hinkebein! Ich will dir sagen, was mein geschickter Hausdoctor vom Aderlassen hält, und darüber vorschreibt. Wir sind aber Beyde recht wohl dabey, und wünschen, daß auch Andern so wohl werde, und sie obendrein manchen klingenden Batzen ersparen, der ihnen fruchte, wenn einst die Tage kommen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht.

Erstlich: merk, daß nicht Jedermann geschickt zur Ader lassen kann. Es muß diese Kunst erlernt werden, wie jede andere. Lauf also nicht zu Pfuschern oder Quacksalberinnen, sondern geh zu einem sachverständigen Arzte, wenn die Ader doch muß geöffnet werden! Man hat Beyspiele, daß Pfuscher eine Pulsader trafen, was in wenigen Tagen den Tod herbeyführte, oder Lähmung und Steifigkeit des Armes nach sich zog. Von unsaubern Instrumenten, die oft schon böse Geschwüre, wo nicht gar den Krebs verursachten, will ich gar nicht einmal reden.

Zweytens: merk, es entstehen aus häufigem unnützem Aderlassen sehr gerne Krankheiten, die vorzüglich in der Schwächung durch Blutverlurst ihren Grund haben. Man hat Bleichsucht, Wassersucht, Mangel an Verdauung, Verlurst des Gedächtnisses, Abnahme des Gesichts oder des Gehörs, Schwindsucht und Abmagerung aus dem Mißbrauch des Aderlassens entspringen geseh'n, ohne daß man die Mittel dagegen mit dem gewöhnlichen Erfolg gebrauchen konnte, weil eben die heilende Kraft im Blute durch den vielen Aderlaß äußerst geschwächt war.

Drittens: merk, das Aderlassen wird bey mäßiger Kost, tüchtiger Arbeit und gutem nicht allzulangem Schlafe fast ganz überflüssig, wenn nicht Krankheitsumstände von besonderer Art eintreten. Aber nicht alle Krankheiten, vielleicht die wenigsten haben im Blut ihre Ursache, und wenn sie im Blut ihre Ursache haben, so ist doch nicht eben die Menge, sondern oft die Ungesundheit des Blutes Schuld, wo dann Blutsreinigung, gute leichte Kost, und anderes dergleichen weit bessere Dienste thut, als ein Aderlaß.

Viertens: merk, wenn der Aderlaß nöthig ist, so haben weder Sonne und Mond, noch die 12 Zeichen, noch die Planeten ein Wort dagegen einzuwenden. Sie freuen sich vielmehr von Herzen, wenn der Mensch jeden Tag seinen Verstand braucht, und den Arzt befragt, wo es die so köstliche Gesundheit gilt.

Jetzt, Meister Stelzfuß! hab' ich mir's vom Herzen geredet, was mich gejammert hat; denn es hat mich gejammert, daß du heuer wie fern und vorfern, als ein alter gedankenloser oder abergläubischer Thor, deine jämmerliche Aderlaßtafel unter die Leute bringen solltest.

Nichts für ungut! Dein wahrer und wohlmeynender Freund:

Prudentius Blutsparer.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in dem vorhergegangenen Jahr zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, von jeder für sich geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Merzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkündiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffner Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die götliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt, oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nemlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwey Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nemliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nemlichen Zeit, einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die fest stehende Erde herum wandeln müßte. Nemlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die Nemliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meynt, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meynt, sie sey untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, während die Erde den Morgen und den Abend gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nemlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich, und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird, und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden vier

Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen; denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verlohren gehn lassen. Deßwegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspühren könnte!

Viertens, man kann die Bewegung eines Wagens, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Wagen selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflein auf der Aare fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Cameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Reckknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bey euch auf dem Wagen sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und allem was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen; (denn die Erde ist selbst der große Wagen, und alles was man auf ihm sieht, fahrt selber mit:) sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfahrt, und das sind eben nach Nro. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis. Denn 12 große Cestirne, welche man die 12 himmlische Zeichen nennt, stehn am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heissen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nemlich die Fische an den Widder. Dies ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmament als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen desselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen.

Fünftens, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne wagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich wagrecht in einer vollkommen runden Cirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Cirkelkreises stünde, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer

die Sonnenstrahlen herab fielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Aus dieser Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nemlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die 4 Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21sten Merz. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21sten Juni. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste.

Der Herbst beginnt am 21 September. Tag und Nacht sind wieder gleich. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt am 20 December. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Caminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nemliche Jahrszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maaße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenige zu stehen, welche gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Bote kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichste Landschaften noch einen lustigen Frühling, und eine fröhliche Erndte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerley, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber

in der nemlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draussen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf und untergehn sehen. „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne so und so.“ Es müßte ein wundersames Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen. (Die Fortsetzung folgt.)

Die entdeckte Mordthat.

In einem abgelegenen Alpenthale geboren, wuchs ich auf unter der Pflege liebender Eltern, unbekannt mit den Künsten aber auch unbekannt mit den Lastern und Verbrechen der feiner gebildeten Menschen. Der gestirnte Himmel, die furchtbaren himmelanstrebenden Felsmassen, welche als ein Kranz unser Thal umgaben, das ferne Geläute der weidenden Heerden, und der nahe bey unserer Hütte aus unermeßlicher Höhe herabrauschende Wasserfall, waren die Gegenstände, welche oft mein Gefühl und Nachdenken beschäftigten, und in der stillen, selten unterbrochenen, Einsamkeit weich und schwermüthig gestimmt, war ich auch desto empfänglicher für die von meiner Mutter mir mit Einfalt und Nachdruck beygebrachten Wahrheiten unserer erhabenen Religion. Ich mochte zwölf Jahre alt seyn, als ich von meinem erkrankten Vater in das fünf Stunden entlegene Städtchen gesendet wurde, um auf dem dasigen Jahrmarkt allerley für unsere Haushaltung nothwendige Dinge einzukaufen. Der unerfahrne Knabe wurde der Aufsicht eines gleichfalls dahin reisenden Nachbars empfohlen. An einem prächtigen Sommermorgen begann ich vor Aufgang der Sonne diese Reise, die erste meines Lebens, und freute mich zum voraus aller der neuen Gegenstände, die sich nun meinem Blicke darbieten wurden; und in der That machte das im schönsten Sonnenglanze da liegende Städtchen, das unübersehbare Gewühl der Menschen, die Menge der Krambuden, in welchen fast lauter mir unbekannte Gegenstände zum Verkauf angebotten wurden, einen unerwarteten und sonderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Meine Geschäfte waren jedoch bald abgethan, und ich sehnte mich aus dieser geräuschvollen und mir völlig fremden Welt wieder nach Hause, weswegen ich meinen Begleiter aufsuchte und ihn zur baldigen Rückkehr zu bewegen trachtete. Ich fand ihn in einer Schenke, wo er von dem Zauber des ihm seltenen Weines und von der fröhlichen Gesellschaft etlicher Zechbrüder von einer Stunde zur andern hingehalten wurde. Endlich fing die untergehende Sonne an die Thürme des Städtchens zu vergolden, und meiner ängstlich besorgten Eltern gedenkend entschloß ich mich einzig den Heimweg zu versuchen, den ich wohl nicht leicht verfehlen konnte. Eine Stunde von dem Städtchen hatte ich eine enge Bergschlucht zu paßieren,

welche bey hereinbrechender Nacht um so finsterer und furchtbarer für mich war, weil der Himmel sich mit schwarzen Gewitterwolken zu bedecken anfieng, und ich mich zugleich mancher Mordgeschichte erinnerte, die früher und später hier vorgefallen seyn sollte. Allein durch den Gedanken, was man am Ende mir armen Knaben rauben wollte, und durch einen frommen Gesang ermunterte ich mich, daß ich muthig vorwärts schritt, und die Schlucht nach einer halben Stunde ohne Abentheuer und ohne einer einzigen Seele begegnet zu seyn hinter mir sah. Unterdeß aber schien das Gewitter näher zu kommen, schon erhellte das Wetterleuchten die indeß ganz hereingebrochene Nacht, schon rollte der Donner fern in den Gebirgen, als ich mich zum Glück erinnerte, daß im nahe liegenden Dörfchen ein reicher Vetter von mir wohnte, der mich armen Reisenden wohl eine Nacht beherbergen würde. Triefend vom Regen langte ich Abends um 10 Uhr bey seinem gleich vor dem Dörfchen liegenden Hause an. Der Vetter war nicht zu Hause, wohl aber seine Magd, welche mich kannte, und mir, weil der Vetter alle übrigen Zimmer verschlossen hatte, nach einem kurzen Abendessen einen unten im Hause befindlichen Saal, der einen Ausgang auf die Strasse hatte, zur Nachtruhe anwies. Nachdem ich meinen Abendsegen gebetet hatte, legte ich mich nieder, mein Glück preisend bey einem so furchtbaren Wetter ein schirmendes Obdach gefunden zu haben, und eben wollte ich müde von der ungewohnten Reise sanft einschlummern, als zu meinem Erstaunen die Thüre von der Straße her mit einem Schlüssel leise geöffnet wurde, und ich bey dem Schimmer des Vollmondes, der auf einen Augenblick die Gewitterwolken durchbrach, einen Mann hereintreten sah, welcher eine schwere Bürde, gleich einem grossen langen Sack auf den Achseln trug, dieselbe behutsam vor meinem Bette auf die Erde legte, und sich schnell wieder entfernte. Der Träger schien mir, obschon ich sein Gesicht nicht erkennen konnte, mein Vetter zu seyn. Das Geheimnißvolle der ganzen Begebenheit erregte meine Neugierde, ich stieg aus dem Bett, betastete den zu meinen Füssen liegenden Gegenstand, Blitze auf Blitze erhellten wieder mein Zimmer, und ich fand einen — todten Jüngling, dessen blasses mit Blut bespriztes Angesicht, dessen klaffende Wunde am Haupt, welche sein langes blondes Haar nicht ganz verbergen konnte, mir die Art seines Todes hinlänglich verrieth. Sollte dann mein Vetter ein Mörder seyn? Sollte er die Dunkelheit dieser Gewitternacht benutzt haben, um in jener ohnedies finstern und einsamen Felsenschlucht an einem der vom Markte zurück Reisenden eine solche blutige That zu Befriedigung seines Eigennutzes zu verüben? Nun gieng mir auf einmal ein Licht auf über seinen immersteigenden und allen unerklärbaren Wohlstand, über seine öftere Verlegenheiten, wenn ihn unerwartet ein fremder Mensch anredete, über seinen finstern Blick! Nun begriff ich es, daß er am Morgen, als ich bey seinem Hause vorbeyzog, nicht in mich drang, auf der Rückreise bey ihm zu übernachten. Daß ich durch das Unwetter gedrängt meine Zuflucht zu seiner Wohnung nehmen, und daß mir seine Magd, die wohl von allem nichts wissen mochte, eben den Saal zu meinem Nachtlager anweisen werde, um — so wunderbar fügt es die Vorsehung! —

Zeuge dieses blutigen Schauspiels zu seyn, das kam ihm nicht in den Sinn. Ohne Zweifel war er nun hingegangen andere Opfer seines Blutdurstes oder die Gehülfen der Mordthat zu holen, um den Gegenstand, der sein Verräther werden konnte, auf die Seite zu schaffen, deswegen war ich hier keinen Augenblick sicher, ich raffte meine Kleider eiligst zusammen, und verließ diese Wohnung des Fluchs. Der Sturm heulte mit erneuerter Wuth durch die Tannenwipfel, furchtbar zukten die Blitze von Berg zu Berg, blutig schaute zuweilen der Vollmond durch die zerrissenen Wolken auf die Erde, die solche Gräuel duldet, die ganze Natur schien mir zu trauren über eine solche Frevelthat, deren ich keinen aus meinem Alpenvolke fähig geglaubt hätte, und, das Entsetzen in allen Gliedern, eilte ich, wie vom Sturmwind getrieben, hoch hinauf zu den Alpen meiner väterlichen Wohnung zu, wo ich, nachdem sich unterdessen der Sturm gelegt hatte, am Morgen bey Sonnenaufgang blaß und zitternd ankam. Meinen Eltern durfte ich das schrekliche Geheimniß nicht entdecken, weil ich zuweilen alles für einen leeren, durch die bloße Furcht erzeugten, Traum meiner Einbildungskraft zu haben geneigt war; mein zerstörtes Wesen schob ich auf die Anstrengung der Reise und die Schrecken der Gewitternacht. Nach ein paar Tagen kam auch unser Nachbar von dem Markt zurück, und erzählte gelegentlich, daß das Gerücht gehe, in jener Nacht seyen in dem engen Felsenthale zwey Menschen ermordet worden, wenigstens könne man sie seither nirgends finden. Nach einigen Jahren wurde mein älterer Bruder von schlauen Werbern berükt, und sollte nach Frankreich geschleppet werden, um unter Napoleons Fahnen zu dienen. Gerührt von dem Jammer seines Weibes und seiner unmündigen Kinder beschloß ich ihn zu befreyen und selbst an seine Stelle zu treten. Unser Regiment war nach Spanien bestimmt, allein kaum hatten wir seine Grenzen erreicht, als wir in Eilmärschen ganz Frankreich und Deutschland durchflogen, und endlich in Polen und Rußland einrükten. Ich will hier meine Kriegsabentheuer nicht erzählen, sondern bloß bemerken, daß ich bey allen Strapatzen des Marsches, bey allen Gräueln, die sich in den verwüsteten Städten und Dörfern meinem Blick darboten, selbst auf den unübersehbaren Eisfeldern, welche mit Todten und Sterbenden überdeckt waren, nichts sah, das einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hätte, als der von meinem Vetter gemordete Jüngling in jener Schreckensnacht. Freylich war ich damals ein unschuldiger Alpenknabe, jetzt ein rauher Krieger an den Anblick von Blut und Tod gewöhnt. Selbst in der zweytägigen Schlacht an der Beresina, als Tausende um mich fielen, und ich nebst wenigen andern bloß durch ein Wunder Gottes gerettet wurde, gedachte ich noch an den nicht ehrenvoll gefallenen sondern heimtückisch gemordeten Jüngling aus meiner Heimath. Doch bald war die Armee des Weltstürmers vernichtet bis auf wenige Trümmer; ohne Subordination ja ohne Befehl, weil die meisten Offiziere gefallen waren, rettete sich jeder wie er konnte, und ich fand kein Hinderniß wieder in mein väterliches Thal zurückzukehren, wo ich bald darauf wegen vollendeter Dienstzeit aus dem Regiment entlassen wurde. Die erste Person, die mir begegnete, als ich nachdenkend die einsame

Felsenschlucht, die zu unserm Thal führt, zurückgelegt hatte, war mein Vetter. Fast hätte ich ihn nicht erkannt! Sein Haupthaar war ganz weiß, seine Gesichtszüge ganz verfallen, sein Blick unstät und scheu, sein Geist völlig zerrüttet. Er erschrack vor mir, und sah mich anfänglich wegen meinem Säbel für einen Polizeybedienten an, der gekommen wäre, ihn gefangen zu nehmen, seine Schwäche erlaubte ihm jedoch die Flucht nicht, und mit Mühe konnte ich ihn mit meiner rothen Uniform überzeugen, daß ich ein aus dem Krieg zurückgekommener Soldat sey. Tiefsinnig wandelte er weiter, und stand in einer Wiese, die ihm gehörte, lange an einer gewissen Stelle still, wo ich ihn aus der Ferne laut mit sich selbst sprechen hörte. Armer Vetter, dachte ich bey mir selbst, was hilft dir nun dein Geld und Gut, wenn das Edelste, was der Mensch besitzen kann, ein reines Gewissen dir fehlt? Was hülfs dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und unterdeß Schaden litte an seiner Seele? — Einige Jahre später vernahm ich, daß mein Vetter gänzlich wahnsinnig gestorben sey. Nach seinem Tode wurde, um einem verheerenden Fluß eine gerade Richtung zu geben, und dadurch seine verwüstende Kraft zu brechen, ein Kanal durch des Vetters Wiese gegraben, und bey dem Ausgraben fand man genau an derselben Stelle, wo ich ihn vor einigen Jahren so jammernd mit sich selbst sprechen hörte, als ich aus dem Feld zurückkam, — zwey verweste Todtenkörper! So redet Gott, wenn die Menschen nicht reden können!

So bestätigt auch diese Geschichte das alte, sehr bekannte, aber auch sehr wahre Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ So wage denn Niemand eine Unthat in der Voraussetzung zu begehen, daß Niemand sie gesehen habe. Ach es ist oft eine wahre Kleinigkeit, durch die sie ans Licht kommt. Ein Kind vielleicht hat sie gesehen, dem man noch nichts zutraut, das aber dennoch etwas davon bey seinen Eltern stammelt, oder durch Zeichen seine Frucht zu erkennen giebt. — Oder ein Kranker, der in irgend einem Winkel liegt, belauscht den Meuchelmörder, ohne sich zu regen, weil er sonst als das zweyte Opfer fallen würde. — Ein Schatzgräber der in seinem Keller nach Geld gräbt, findet statt dessen einen Leichnam, und bringt dadurch den vorigen Hausbesitzer als den Mörder an den Tag. — Ein Reisender sieht in der Nacht eine menschliche Figur ängstlich um eine Scheuer schleichen, er faßt dieselbe wohl ins Auge. Am Morgen hört er von einem Brande. Er kehrt zurück und entdeckt den Mordbrenner. — Eine Leiter, die der Dieb im Stiche ließ; Blut am Kleide, des der Mörder nicht bemerkte; ein Schuh, den er verlor und der als der Seinige erkannt wird; etwas von den gestohlenen Sachen, das er nahe an seinem Hause fallen ließ, machen ihn offenbar. — Bösewichter selbst üben nicht selten an einander Verrath aus, besonders wenn sie sich entzweyen, und im Zorn einander ihr Verbrechen vorwerfen; — oder der sterbende Verbrecher verräth sich selbst auf dem Todtenbette in seinen fieberhaften Träumen. — Und wenn es auch zuweilen dem Menschen gelingt, seine Frevelthat zu verbergen, so sieht es Gott, dessen Augen überall sind.

Vor Menschen bleibt wohl manche That verborgen,
Gott aber ist die Nacht wie heller Morgen:
Und was hier oft in Finsterniß geschieht,
Entdeckt einst sein Gericht, dem nichts entflieht.

Der vergrabene Edelstein.

Felix Fröhlich, ein Knabe armer Eltern, von angenehmer Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, überdieß von der Natur mit allen wünschenswerthen Geistesgaben ausgerüstet, hatte das Glück, daß in seinem Dorfe eine reiche Herrschaft wohnte, welche Wohlgefallen an diesem vielversprechenden Knaben hatte, und ihn mit ihren eigenen Kindern vortrefflich auferziehen ließ. Jedermann prophezeyte, daß einst etwas Rechtes aus diesem Felix werden müße, allein jedermann betrog sich auch in seiner Erwartung. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, allenthalben mit seinen schönen Kenntnissen, mit seinem feinen Witz, und mit seinen feinen Kleidern aufzutreten, und bey Hohen wie bey Niedrigen, im Schlosse wie in der Schencke willkommen zu seyn. In der Schenke war er aber doch lieber, weil da die Feinheit seines Witzes nicht stets so genau abgewogen und beurtheilt wurde. Hier gerieth er nun in schlechte Gesellschaft, der sonst so biedere Jüngling ergab sich dem Trunk und den gröbsten Ausschweifungen, sein Geist stumpfte sich ab, in bessere Gesellschaften wurde er nicht mehr gelassen, zu grober Landarbeit, welche eigentlich seine Bestimmung war, hatte er keine Lust, zuletzt auch keine Kräfte mehr. So sank er immer tiefer, bis er jetzt mit einem von selbstverursachten Krankheiten abgemergelten Körper, als ein Bettler an der Landstraße steht, jedem eine Warnung, dem Hochmuth und der Eitelkeit kein Gehör zu geben, indem diese beyden Fehler den Menschen zu seinem gänzlichen Verderben führen können, wie Felix davon ein anschaulicher Beweiß ist! — Da schlummern nun alle jene Kenntnisse und Gaben ungenützt gleich dem vergrabenen Edelstein, und weniger noch als dieser, werden jene je wieder an das Tageslicht kommen. Erkenne hier, o leichtsinniger Jüngling! in dieser Geschichte des Felix dein eigen Bild, und erzittere vor der dich erwartenden Zukunft!

Was thut das Geld nicht?

Freylich thut das Geld viel, sagte mein Nachbar, als ich mich neulich mit dieser Frage an ihn wendete. Für Geld arbeitet sich mancher zu Tode, der sonst auch mit mäßiger Arbeit zu leben genug gehabt hätte; für Geld läßt sich einer zur Zielscheibe des Witzes für seine hohen Gönner in voller Gesellschaft machen; für Geld macht ein dritter dem verächtlichsten Menschen die tiefsten Bücklinge, und bewillkommet ihn stets mit den schmeichelhaftesten Reden; für Geld besudelt ein vierter Hände und Gewissen; für Geld leiht jener seine liebe Frau an gute Freunde aus; für Geld verschreibt sogar mancher seine arme Seele dem T...l.

Für Geld hat auch der 21jährige Rudolf Hummel die 40jährige einfältige Barbara Klotz geheurathet, die mit oder ohne Geld sonst im ganzen Dorfe niemand zum Weibe gewünscht hätte. Nun führt er eine freudenleere Ehe, darf sich aus Furcht des Spottes nirgendwo zeigen, sieht einen Hau-

sen dummer und schlechterzogener Kinder heranwachsen, und nun ist er nach 20jähriger Ehe ärmer als der Aermste im Lande, weil seine Frau und Kinder so viel dumme und schlechte Streiche verübten, daß, um sie wieder gut zu machen, alles Geld, was er von der Frau erheyrathet hatte, nicht hinreichte, und er noch von seinem Eigenen zusetzen mußte. Unwillkührlich giebt er nun der Welt durch sein Beyspiel die zu beherzigende Lehre: Daß bloßes Geld noch keine glückliche Ehe macht.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

1.

Einleitung oder Vorrede.

Im schönen Wirthshaus zu K. wo die Stubenmeitli mit hübschen Buben und Herren so freundlich sind, sitzen ein Paar verständige Leute, und drunter der Schneider Leichtfuß, der so weit in der Fremde herum gekommen ist. Der erzählt nun von Afrika, wo die Krokodille an der Sonne ausgebrütet werden, und von Arabien, wo der Kaffe eigentlich daheim ist u. d. gl. mehr. Da merkte ich aber bald, daß der Herr ein Prahler war, und mitunter gar derbe Lügen und gewaltig dummes Zeug schwatzte; und fragte ihn drum, ob er auch wisse woher das Holz komme, das eben die Emme herab schwamm? — Das wußte er nicht! Und als ich sagte: von Schangnau kommts, da meinte er, das wäre im Canton Luzern, äh nei im Oberland. Und der Bote konnte sich nicht enthalten zu sagen:

Es ist wohl fein, wenn einer weiß, wo der Pfeffer wächst. Aber gar unfein wenn er nicht weiß, wo das Holz wächst, mit dem er seine Suppe kocht; und sollte der Mensch doch immer das Nächste zuerst kennen lernen.

Leichtfuß. Ja! was soll ich nach dem Holz fragen thun! Das ist so gemein! Das weiß jeder Bauernjunge. Ich aber lese gern, was merkwürdig ist, und das findet sich nur in fremde Land.

Bote. Gemein oder nicht gemein! Was mit mir verwandt ist, mir nützt oder schadet, das geht mich zunächst an, und ist für mich immer das Merkwürdigste. Das übrige ist meist nur Vorwitz und unnützen Gwunder.

Schulmeister. Da muß ich dem Boten mein Treu recht geben. Er mahnt mich grad damit an das Dampi-Elsi. Das weiß auch, wenn anderer Leute Hühner verlegen, aber findet die Eyer von seinen Hühnern nicht. Es schnauset in allen Nachbarhäusern herum, was die Leute zu Mittag kochen, und läßt indessen seinen eigenen Brey anbrennen. Lueg doch ein jeder zu seiner Sache zuerst.

Leichtfuß. Aber wenn einer nichts von fremde Land weiß, so ist er doch ein dummer Teufel!

Bote. Und wenn er nichts von seinem eigenen Land weiß, so ist er doch wohl noch der dümmere.

Da machte der Schneider ein Gesicht wie — der Steinbock im Kalender; und der Schulmeister und die Bauern lächelten stille; und als der Bote weiters zog, da kam der Schulmeister ihm nach, und sagte: Los Rudi, du hast Recht mit dem eigenen Land, daß man's zuerst kennen sollte. Aber unser eins vermag nicht Bücher zu kaufen, auch nicht zu reisen. Verstehst du die Sa-

che, so giebs in deinem Kalender zum Beßten. Und das hat der Bote versprochen, und was er nicht weiß — nun das weiß sein Gevater Schulmeister und — andre Leute.

2.

Von der Lage und den Grenzen des Kantons Bern.

Die Gelehrten sagen, daß die Schweiz, und folglich auch unser Kanton ganz im gemäßigten Erdstrich liegt. Und wenn der geneigte Leser in der Erndte nicht weiß wo bleiben vor Hitze, und schwitzt, daß er fast zerläuft wie der Butter an der Sonne; oder wenn er um Weihnacht mit den Zähnen klappert, und meint, der Verstand müße ihm im Kopf erfrieren; so muß er uns Gelehrten doch glauben, sintemahl wir ihn versichern, daß es anderwerts noch viel anders ist.

Wenn nun der geneigte Leser am Morgen aufsteht und die Augen ausreibt, so ist die Sonne schon lang vor ihm auf und steht am Himmel, und luegt heiter und freundlich über die Erde. Dort wo sie jezt steht, liegt der Kanton Luzern und Unterwalden. Und wenn der Sigerist Mittag läutet, und der Herdäpfelkorb samt der Milchschüssel auf dem Tisch steht — so steht die Sonne da, wo der Kanton an das Wallis grenzt, und wo die hohe Schanze von Schnee- und Eisbergen steht, unter denen die Jungfrau so züchtig neben dem Mönch steht, und so mancher — seine Hörner zeigt. — Am Abend sucht nun die Sonne ihr Schlafkämmerlein entweder im Kanton Freiburg, oder Neuenburg, oder gar im benachbarten Frankreich. Denn obwohl sie eine herzgute Frau ist, so ist sie doch auch in etwas veränderlich. — Um Mitternacht wenn der bekannte Fürchtihans die Betdecke über die Ohren zieht, damit er keine Gespenster sehe und höre, dann steht die liebe Sonne änet dem Rheinstrom, und weiß der Bote nicht, was sie dort macht, denn der Kanton Solothurn liegt noch dazwischen, und Basel. Und somit mag nun der gelehrte Leser die Grenzen des Kantons vermerken.

3.

Von den Gebirgen und Thälern des Kantons.

Lacht nicht, wenn der alte Stelzfuß von Gebirgen redet, die er freilich mit seinem Holzbein nie bestiegen hat. Er kann darum doch wissen wie es dort aussieht. Und wenn jeder nur das beschreiben wollte was er selber gesehen und erfahren hat, so würde manches Hundert von Büchern nicht geschrieben seyn. Also — gegen Mittag steht die lange Reihe jener hohen Berge, die man die Alpen, im täglichen Leben aber die Schneeberge oder Gletscher nennt, obwohl ein Gletscher etwas anders ist. — Wie eine lange Mauer läuft dies Gebirge zwischen dem Wallis und unserm Kanton hin, in welchen es verschiedene Arme ausstrekt, zwischen denen unsere hohen Thäler des Oberlandes liegen. Beym Oldenhorn, da wo der Kanton mit Wallis und Leman zusammenstößt, fängt unsere Reihe an, und läuft bis ins Oberhasle.

Die höhesten Gipfel darinn sind:

Oldenhorn im Sanenland,	Fuß 9630
Gerstenhorn, an der Grimselstrasse,	10037
Blümlisalp, im Kienthale,	11393

Altels, zwischen Gastern u. Wallis,	11432
Wetterhorn, zwischen Hasle und Grindelwald,	11453
Eiger, im Grindelwald,	12268
Viescherhörner,	12500
Schreckhorn, im Grindelwald,	12560
Mönch,	12666
Jungfrau,	12872
Finsterarhorn,	13234

Merk der Leser aber, daß obige Messung vom Meer an genommen und nach Fußen berechnet ist. Exempel: Das Dorf Grindelwald ist 3150 höher als das Meer, der Berg Eiger 12268. Die erste Zahl von der lezten subtrahiert, ist die Spitze des Berges also 9118 Fuß höher als das Thal. Oder: man könnte den grossen Kirchthurm von Bern, welcher 180 Schuh mißt, fast sechs Mal aufeinander stellen, ehe er die Höhe jenes Berges über das Thal erreichte. Und wird nun der geneigte Leser im flachen Lande wohl Respekt vor jenen Bergen haben, und begreifen, daß der Gurten, und der Bantiger, und die Emmenthaler Berge nur Kinder sind dagegen.

Zwischen den Armen nun, welche dieses Gebirg in den Kanton hinein strekt, liegen die hohen Thäler des Saanenlandes, Simmenthales, Frutiglandes, Lauterbrunnen, Grindelwald, Oberhasli. Andere Hügel und Berge liegen aber durchs ganze Land, und wenn einer etwa in einem Luftschiff recht tapfer in die Höhe fahrt, und guckt von oben herunter, so sieht das Ganze aus wie eine große Matte, wo die Mäuse und Schären recht ärstig gearbeitet haben. — Will der Leser dem Luftschiff nicht trauen, so gehts ihm gerade wie mir; und er nimmt die Landkarte zur Hand, und beguckt das liebe Vaterland — hinterm warmen Ofen.

Den Jura oder Leberberg dürfen wir nicht vergessen, der von Neuenstadt an neben dem Bielersee hinaufläuft, und die Grenze gegen Frankreich macht; auch die Leberbergischen Aemter in seinen hohen Thälern enthält.

Meint nun der Leser, der Kanton ist durch diese hohen Berge von seinen Nachbarn ganz abgeschnitten, so weiß ich das viel besser. Hinterm Berg sind auch noch Leute, dachten die Oberländer, und so bestehen seit langem merkwürdige Pässe über das Hochgebirge. Aus dem Oberhasle steigt der Paß über die Grimsel gegen das Wallis hinauf noch höher als da wo die Aare aus den Windeln schlüft. — Aus dem Frutigland geht ein berühmter Paß über die Gemmi, oder den Wallisberg, nach dem Heilbade hinter Leuk, im Wallis gelegen. Aus dem obern Siebenthal, von der Lenk, gehen die Leute über den Ravil; und aus dem Gsteig hinter Saanen über den Sanetsch ins Wallis, und da wird viel Wein herüber gebracht, und andre Waare hin und her auf Saumpferden geführt. — Und hätte der Bote noch zwey gesunde Beine wie mancher andere, so würde er lieber alle Jahre eine Reise in jene merkwürdigen Gegenden machen, als sein Geld versaufen, wie andere thun.

4.

Von den Gewässern.

Gebt Achtung! Es kommt eine Lehre über das Wasser und die Brunnen, und die wichtige Frage woher sie kommen. — Heh! sagt der Joggeli — alle Bäche kom-

men aus dem Meere, und laufen wieder ins Meer. Aber — so ist's nicht! Denn das Wasser steigt nicht von selbst in die Höhe, also auch nicht von dem Meere in unsre viel tausend Fuß hohen Berge. — Aber — diese Berge haben eine eigene Kraft die Dünste in der Luft und die Wolken an sich zu ziehen. Das sieht man klar wenn man sich achtet, wie oft die Nebel stockdick am Leberberg stehen; wie der Niesen und der Stockhorn so oft die Nebelkappe bis über die Ohren herabziehen, und die Gipfel der hohen Eisberge oft so lang hinterm Umhang von Wolken verborgen sind. Und so müssen auch die Berge viel Feuchtigkeit an sich ziehen. Wenn aber die Berge gar so hoch sind, daß sie bis in die Werkstatt des Himmels recken, wo Regen und Schnee, Blitz und Donner entsteht, so wird der Leser begreifen, daß aus allem dem eine Menge Feuchtigkeit den Bergen zufließen muß. Obendrein liegen auf und zwischen den Bergen solche ungeheure Lasten von Eis und Schnee, daß der Sommer lang dran kochen und schmelzen kann, ehe er sie wegbringt; wohl aber giebt das abermahl Wasser, — und darum quillen so herrliche Brunnen und Bäche aller Orten und ist unser Kanton so wasserreich.

Fangen wir aber im Lande an, so begegnet uns der Brienzersee. Da langt die Aar an, wüst und unsaufer, und wascht sich die Füße, und ist zu Interlacken, wo sie wieder herausschleicht, sauber und nett. Es ist aber auch Wasser genug; der See ist 3 und eine halbe Stunde lang, drey Viertelstunden breit, und soll 500 Schuh tief seyn, wo er am tiefsten ist. — Der Aare aber haks im kühlen Bade so wohl gefallen, daß sie nach einer halben Stunde im Thunersee abermahl badet, der etwa 5 Stunden lang und nicht völlig 1 Stunde breit ist; aber da, wo die Meerliger die große Nase ins Wasser recken, 120 Klafter, thut 720 Schuh, tief seyn soll. Und ist dieser See so schön vor allen, daß gewisse Leute, wie der Niesen und der Stockhorn, sich schon gar lang in dem blauen Spiegel begucken, und noch immer nicht aufhören können.

Der Bielersee liegt eben nicht weit von Biel; ist etwa drey Stunden lang, eine breit und 217 Schuh tief. Er erhält sein meistes Wasser von der Zihl aus dem Neuenburger-See, und von der Schüs aus den Thälern des Bisthums, oder des Leberberges. Bey Nidau hat er seinen einzigen Abfluß durch die Zihl; und weil diese im flachen Lande wenig Fall hat, so mag sie in wasserreichen Zeiten nicht so viel fortführen, als nöthig wäre. Und wenn nun gar die Aare groß thut, und der Zihl ihr Wasser nicht ordentlich abnehmen will, sondern steht ihr in den Weg und sagt: Warte ein wenig ehe du weiter gehst; — dann ist das Land, um Nidau und Biel so unter Wasser, daß die Fische den Leuten schier von selber in die Pfanne schwimmen. Darum sind auch grosse Summen bestimmt um dem Elend abzuhelfen.

Es giebt nun noch manchen kleinern See in unserm Kanton; aber mit Kleinigkeiten halten wir uns nicht auf, und erzählen drum lieber von Flüssen, Wald- und Bergströmen, deren wir genug haben.

Fangen wir mit der Aare an, so wird diese in den Gletschern der Grimsel erzeugt, und wird unter Gemsen und Murmelthieren erzogen: lauft und springt lustig die Berge herab auf Meiringen, nimmt alles

mit, was an Bächen von beyden Seiten herabrinnt und führts auf Brienz, und bey Interlacken erhält sie Zuwachs durch die Lütschine. Diese kommt aus dem Grindelwald (Schwarzlütschine) und dem Lauterbrunnen (Weißlütschine) und soll im dreyzehnten Jahrhundert schon in den Brienzersee geleitet worden seyn, statt daß sie sonst weiter unten in die Aare fiel, wo's ihr denn gieng, wie wir oben bey der Ziel gesehen haben. Nun kommt die Aare in den Thunersee, nachdem sie in Unterseen einen gebratenen Aalbock verzehrt hat. Der Lohnbach kommt von Habkeren her auch dahin, und noch mancher andere. Aber obenher dem Gwat poltert die Kander wie ein böses Weib daher, und in den See. Sie kommt von Gastern her, nahe von der Gemmi, läuft, mit der Engstlen vermehrt, durch das Frutigland, und nachdem sie dem Riesen die Füße gewaschen hat, nimmt sie untenher Wimmis die Simme oder Siebne mit. Ist nun die Kander ein unbändiges böses Weib, so ist diese vollends eine böse Sieben, und schreit und lärmt manchmal als wäre sie — voll Wein, statt voll trüben Wassers. Diese Simme kömmt vom Räzliberg her, zu hinterst im Simmenthal, grüßt die Bauern in der Lenk oft gar unfreundlich, und g'neigt sich kaum vor dem Herrn Oberamtmann von Blankenburg, sondern lauft fort und fort, bis sie eben zu Wimmis anlangt. — Jetzt laufen die beyden wilden Meitli in den Thunersee. Ehedem nicht dahin, sondern das Land herab und untenher Thun in die Aare. Aber da sie oft viel Unheil anrichteten, und den Leuten viele Fuder Stein und Grien auf die Güter schmißen, so grub man ihnen 1714 einen Weg durch einen Berg, und nun führen sie ihr Grien in den Thunersee. Von Thun weg nimmt die Aare nach die Zulg von Schwarzenegg her, und bey Belp die Gürbe auf, hilft dann zu Bern an der Matte den Müllern, Hammerschmieden, Sagern und Oelern; und wenn sie auf Wyleroltigen kommt, nimmt sie die Saane auf.

Diese entspringt auf dem Sanetsch, läuft durch G'steig, Sanen, ins Welschland, dann auf Freyburg, und nimmt die Sense, die vom Schwarzenburger-Land herkommt, auch mit. Jezt spaziert die Aare auf Aarberg, nimmt nicht weit von Büren die Zihl auf, und zügelt auf Solothurn.

Im Jura finden wir den Doub, oder Doubs. (Sprich nur kurzweg Du: — er zürnts nicht). Er entspringt in Burgund, ist eben darum kein rechter Berner, und macht sich bald aus dem Kanton.

Die Birs entspringt ganz nahe bey dem berühmten Felsenpasse Pierrepertuis, treibt alsobald Wasserwerke, und läuft gegen Basel zu in den Rhein. Adie wohl.

Die Hall (l'Alaine) lauft bey Pruntrut vorbey, und wird bey Mümpelgard mit dem Doub kopulirt. Meinetwegen!

Die Scheuß oder Süß (la Suze) hat ihre Quellen im St. Immerthal, läuft von Abend gegen Morgen, macht bey Reuchenette links um, hilft bey Bözigen Eisendrath machen, theilt sich da und läuft ein Theil bey Biel in den See, der andere bey Nidau in die Zihl.

Und nun, liebe Leser, nichts für ungut, auf all das Wasser will der Bote ein Glas Wein trinken, ehe er fortfährt.

Meinetwegen, sagt der Schärer; aber ich will derweil auch noch erzählen von den

mineralischen Wassern und Gesundbrunnen in unserm Kanton.

Da ist vorerst das Blumenstein-Bad; wird blos zum Baden gebraucht, und leistet bey nervöser Schwäche und chronisch rheumatischen oder — Los, Schärer — das verstehen wir nicht, was du da für lätein bringst. Machs kürzer und deutlicher. — Nun: ähnlich, doch schwächer, sind Thalgut und Engistein.

Hoch in freyer Bergluft liegt der Gurnigel, und das noch kräftigere Schwarzbrünnli; mehr noch innerlich als äußerlich benutzt. Ist gut gegen Hypochondrie, Verstopfungen, Blähungen, Magenschwäche ꝛc.

Die warme Quelle zu Weissenburg hat ein sehr leichtes Wasser, dient besonders in Brustkrankheiten, Lungenschwindsucht ꝛc. Es sind wohl auch noch manche andere Bäder, aber von minderer Kraft. Merkt aber das, ihr Leute, so wenig ein Mensch, dem seine Gesundheit lieb ist, irgend eine Medizin brauchen sollte, die nicht der Arzt angerathen hat, eben so wenig sollte er ohne desselben Vorwissen und Billigung ein solches Wasser trinken, oder ein Bad gebrauchen. Wers nicht versteht, und so was nicht cum salum granis (hier kam den Boten sein alter Schulhusten an) anwendet, kann großes Unheil stiften.

(Wird künftiges Jahr fortgesetzt werden.)

Bevölkerung der 17 Städte des Cantons Bern.

Städte.	Burger.	Ausburger.	Total.
Bern	3136	14416	17552
Aarberg	219	390	609
Biel	881	1271	2152
	4236	16077	20313
Transpt.	4236	16077	20313
Burgdorf	550	1244	1794
Büren	712	218	930
Delsperg	868	410	1278
Erlach	526	152	678
Hutwyl	190	53	243
Lauffen	812	24	836
Laupen	263	133	396
Neuenstadt	745	411	1156
Nidau	319	81	400
Pruntrut	977	919	1896
Thun	781	1155	1936
Unterseen	586	278	864
St. Ursanne	374	229	603
Wangen	376	227	603
Summa	12315	21611	33926

Die Drillinge.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Die Geburt von Drillingen ist ein so seltener Fall, daß nähere Nachrichten über jene, in der hiesigen Entbindungs-Anstalt statt gehabte Geburt, unsern Lesern von Interesse seyn werden. Die Mutter dieser drey Kinder, nämlich zwey Knaben und ein Mädchen, ist 22 Jahre alt, klein und dabey verschoben, und etwas krumm; die Kinder hingegen erregen allgemeine Theilnahme, wegen ihrer Schönheit und Munterkeit; es ist wirklich rührend sie alle drey in einer Wiege, die zwey Knaben neben einander, und das Mädchen auf der entgegen gesetzten Seite, Füßchen an Füßchen, zu sehen. Daß die Schwangerschaft sowohl als die Geburt äußerst beschwerlich und schmerzhaft seyn mußten, läßt sich leicht denken; und es erforderte diese Ent-

Die Drillinge.

bindung grosse ärztliche Kunst, allein sie gelang so glücklich als immer möglich. — Der erste Knabe und das Mädchen waren gleich nach der Geburt 18, der zweyte Knab 17 Zoll lang, also beynahe in der gewöhnlichen Grösse; das erste Kind wog $4\frac{1}{2}$, das zweyte $5\frac{1}{4}$ und das dritte beynahe 4 Pfund. Die Last, welche die Mutter in ihrer Schwangerschaft trug, belief sich auf 25 bis 26 Pfund. Mutter und Kinder befinden sich jezt nach mehreren Monaten immer noch vollkommen wohl, und es ist zu hoffen, daß leztere am Leben erhalten werden.

Die bittere Armuth der Mutter hat manch gutes Herz erweicht, viele schöne Gaben sind ihr zugeflossen, und manches ist gethan für die kleine Unschuld auf die Zukunft. Diesen Gutthätern wird dieß Glück und Segen bringen; ebenso der Hohen Regierung für diese und andere wohlthätige Anstalten zu Stadt und Land.

Der Zufriedene.

Was will ich mehr?
Mein Weib liebt mich so minnig,
Die Kindelein so innig,
Und schmeicheln mir so lieb und süß
Wie Engelein im Paradys.

Was will ich mehr?
Der Mutter Liebe waltet
Alltäglich neu gestaltet.
Sie achtet Mühe nicht und Last
Und pflegt und sorget sonder Rast.

Was will ich mehr?
Gesund, mit frohem Muthe
Genieße ich das Gute,
Und blicke dankend himmelwärts
Und preise Gott mit frohem Herz.

Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten.

Fortsetzung.

Hat der geneigte Leser meine Geschichte bis hieher gelesen? das weiß ich nicht; sollts aber fast meinen, weil er nichts dawider eingewendet hat. Ich fahre also fort und erzähle noch eint und anderes von der Art wie mein Vater den Buben erzog.

An Sonn- und Feyertagen spazierte er gern über Feld, und war ich die Woche recht gut gewesen, so durfte ich mit, und das war mir nun allemahl ein wahres Wohlleben. Er war dann meist gar freundlich, und berichtete mich über alles gar schön. Er nannte mir alle Bäume und Stauden, lehrte mich sie unterscheiden: zeigte mir, wie die Vögel so künstliche Nester bauen, und wie sies doch von niemand gelernt hätten, und manche schöne Lehre gab er mir obendrein.

So trafen wir einmahl einen alten Birnbaum an, der inwendig ganz faul war, und überall Löcher hatte. Der ist nichts mehr nutz, meinte ich. „So," sagte er, „wollen doch ein Bissel näher hingucken. „Sieh! was krabelt da!" Potz tausend — wie viele Ameisen kriechen da hinein! „Siehst du, der alte Baum ist ihr Haus, „drinn wohnen sie. Und guck da oben —" Ey da fliegt ein Vogel ins Astloch! „Richtig! das ist ein Staar (Rinderstrahl), hörst du wie die Jungen jubiliren, daß ihnen der Vater Schnabelweide gebracht hat. „Und sieh da — den hübschen blauen Vogel, mit dem gelben Bauche, wie der den „Baum herunter läuft! —" Ey wie sich der die Ameisen wohl schmecken läßt! — „Siehst du, dem ist der alte Baum eine

„wahre Speisekammer. Ist er noch un„nütz? Höre Junge! der Baum hat Bir„nen getragen, so lang er konnte. Jetzt ist „er alt und gebrechlich, aber er nutzt immer „fort. Wirft ihn der Sturm mahl um, „so giebt er noch Holz in den Ofen, und „so nützt er bis zum Ende. Du aber bist „ein Mensch — mache, daß du nicht unnütz „bist auf der Welt. —“ Ich meinte wohl, so könnte jeder vernünftige Vater seine Kinder lehren, und es würde ihnen gut kommen.

Ich war indessen ein großer aufgeschossener Pursche geworden, und — nun ists Zeit zur Arbeit, sprach der Vater; Junge was willst du werden? Ich stutzte und wußte nichts zu antworten, denn daran hatte ich noch nie gedacht. „Besinn dich wohl,“ fuhr er fort; „denn hast du wohl „gewählt, so bleibts dabey. Aus dem Fa„ckeln vom Schuster zum Schneider und „vom Schmidt zum Zimmermann kommt „mein Tage nichts heraus. Punktum!“ Der dreibeinige Stuhl gefiel mir nicht, noch weniger das krumbeinige Sitzen des Schneiders, denn ich war ein wilder Bube. So wollt ich ein Bauerknecht werden. Schon gut, sprach er; und auf der Stelle gab er mich einem Bauern, und hielt mich von frühe Morgens bis Abends späth zur Arbeit, daß ich oft halb tod müde war. Aber — ich durfte nicht muchsen; denn ich kannte seinen Spruch: wer nicht will arbeiten soll auch nicht essen.

Aber jetzt gab's einmahl einen Auftritt den ich im Leben nicht vergesse. Da hatte ein größerer Junge mich heimlich mit dem Kartenspiel bekannt gemacht; und wir schlichen manchmahl Sonntags in den Wald, wo er die Karten in einer hohlen Eiche versteckt hatte, und da spielten wir denn. Dem Vater kam meine Entfernung verdächtig vor, er spührte uns nach — und stand auf einmahl vor uns. Mir ward fürchterlich Angst, denn „was du vor mir ver„birgst, taugt in Ewigkeit nicht, „und ist vom Bösen:“ so hatte er oft gesprochen! — Jungens, sagt' er im höchsten Zorn, Jungens! was treibt ihr? Keiner wagte einen Laut! „Rudi! hast du das angefangen? Antwort!“ Nein ich hab's vom Peter gelernt! „Ist das wahr?“ Furchtsam bekannte er's. Nun hob er den Stock in die Höhe, und kommandirt: „vorwärts marsch! Aber Schritt vor Schritt!“ So führt er uns — gerade ins Dorf, und stellte uns mitten unter die Leute. „Seht da,“ sprach er, und sah dabey aus, als wollte er uns mit den Augen durchbohren — „seht da, was die Jungen treiben, „wenn man sie nicht beständig im „Auge hält! In den Wald verkriechen „sie sich wie die Spitzbuben: bringen den „Tag des Herrn in schändlichen Dingen zu, „werden Spieler, Lumpen und Taugenichtse; „die größern verführen die Kleinen und so „gehen sie an Leib und Seele zu Grunde! — „Da, Hans, nimm deinen Peter in die „Zucht; meinen Buben will ich strafen.“ Und nun ward ich in den finstern Keller gesperrt, und mußte eine ganze Nacht und einen ganzen Tag drinn Hunger leiden. Du hast gesündigt, weil du etwas thatest, das du vor mir verbergen mußtest. Von da an ist mir das Kartenspiel verhaßt; und ich danke es dem guten Vater mein Lebelang. Ich habe später einen meiner Kriegskameraden hängen sehen, weil das verdammte Kartenspiel ihn zum Dieb gemacht hatte! O! die hohle Eiche stand so leibhaft vor

mir, und ich segnete im Herzen den braven Vater für seine Hungerkur!

Genau so strenge verfuhr er ein andermahl, als ein reicher Bauernsohn in seiner Gegenwort über eine Stelle der Bibel spottete. „Kerl," donnerte er ihn an, „wer „Gottes und seines heiligen Wortes spottet, „ist ein Nichtswürdiger. Marsch!" — und so warf er ihn beim Arm zur Thürerhinaus! — Das war doch etwas Besondees von einem alten Soldaten, mein' ich. —

Ja wohl etwas Besonderes! Aber er pflegte nun einmahl zu sagen: „wer keine „Gottesfurcht hat, ist entweder schon ein „schlechter Kerl, oder er wirds ohnfehlbar „werden, denn wer Gott nicht fürchtet, „was schert sich der um die Menschen?" Darum nahm er mich frühe in die Predigt, und besonders in die Kinderlehren mit; und richtig mußt' ich allemahl zu Hause ein Examen ausstehen über, das was ich gehört hatte. So lernte ich aufpassen, und ward mit der Religion bekannt, eh' ich unterwiesen ward.

Hatte er mich nun streng zur Schule gehalten, und zu Hause nachgeholfen, so daß ich einer der beßten war, so hielt ers auch so mit der Unterweisung. Er selbst führte mich zum Pfarrer, und hatte dazu seinen beßten Sonntagsrock angezogen; „denn," sagte er, „warum sollte ich dem nicht „alle Ehre erweisen, der aus meinem Bu„ben einen guten Menschen und Christen „machen will? Wohlerwürdiger Herr „Pfarrer," sprach er dann, „ich bin so frei „Ihnen hier meinen Buben zu empfehlen, „daß Sie ihn strenge in der Zucht und Ord„nung halten. Und sollt er etwa — was „ich doch nicht hoffen will — sich nicht in „der Ordnung betragen, so dürfen Sie ihm „nur seinen Catechismus wegnehmen. Ich „weiß dann schon, was das bedeutet, und „er weiß dann, was er zu erwarten hat! — Gottlob! ich habe meinen Catechismus immer nach Hause gebracht, und so streng auch der Vater Nachfrage hielt, so vernahm er doch nie Böses von mir. Einmahl war ich zu spät gekommen. Warum? fragte der Vater sehr ernst. Da fand es sich, daß ich einem armen alten Männlein geholfen hatte, einen schweren Karren den Berg hinauf ziehn, und mich darüber versäumt hatte. Da sprach er: „dieweil du Barmherzigkeit „geübt hast an andern, so soll auch dir „Barmherzigkeit widerfahren. Die Strafe „ist dir erlassen." Als ich aber ein andermahl die Zeit versäumte, weil ich einem Kameel nachgelaufen war, da mußt ich zur Strafe hungern. Du hast um leidiger Neugierde willen deine Pflicht versäumt!

Wie gefällt euch des Vaters Zucht? Ich kann euch noch mehr sagen! Da waren einige, die gar miserabel fluchten. Im Anfange erschreckte mich das; nachher weniger; später ward ichs gewohnt, und zuletzt fieng ich selber an. Einmahl entfuhr mir nun so ein Wort in Gegenwart des Vaters. Still und erstaunt legt er sein Werkzeug beiseits, sah mich sehr ernst an, und sprach dann: „Junge! was hast du gesagt?" — Ich habe geflucht. — „Ueber wen hast du geflucht?" Ueber den N. N. — „Also über einen Menschen hast du geflucht; was ist das?" — Sünde! „Warum Sünde?" Weil es heißt: segnet und fluchet nicht! — „Gut denn — so kniee du nieder, und bitte Gott um Verzeihung! — Und so that ich! Der geneigte Leser schüttelt den Kopf, und meint: ein alter Soldat

und zumahl so ein rauher Mann wie der Vater, wird doch wohl auch seine Füllwörtlein gehabt haben! Nun ja, die hatt' er. Es muß der Dampf irgendwo heraus, wenns inwendig kocht, sagte er. Aber was sprach er? „Ey Poß Hammer und Leisten! — Schlag dich der Knieriem: — Daß dich das Mäuslein beiß: — Soll mich der Wirth speisen — Das waren seine Füllwörtlein. Und schimpfen konnte er wohl auch? Ebenso! den Hudelsami nannte er ein faules Sieb, oder Papiermühlenfutter. Die Schnädergritte hieß er den Skorpion außer dem Kalender, wegen ihren giftigen Worten. Den versoffenen Profosen hieß er den Polizey-Schwamm; und so gieng alles mit Lachen und in Frieden ab.

Eine kleine Geschichte aus jener Zeit muß ich noch erzählen. Da hatte er gemerkt, daß ich Nachts vor dem Kirchhof mich fürchtete. Das war ihm nun gar nicht recht, und so wollte er mich von aller solcher närrischen Furcht kuriren. Es war an einem Sonntag im Herbste daß er mit mir spazierte, kreuz und quer im Walde herum, bis ich nicht mehr wußte, wo ich war. Da setzten wir uns endlich nieder und plauderten allerley, bis die Sterne am Himmel standen, und er mir bewiesen hatte, daß das Fürchten eine erbärmliche Sache sey, zumahl für einen Mann. Da fragt er: „nun Rudi — fürchtest du dich gerade jetzt!" Nein im Geringsten nicht! „Warum denn nicht?" Ich wüßte nicht warum! „Kurios, sagt' er, und doch stehn wir hier bey Nacht und Nebel unterm Galgen." Ey — was riß ich die Augen auf. Richtig! Was ich für zwey alte Buchenstämme gehalten hatte, das waren alte gemauerte Galgensäulen! Er merkte, daß nun erst die Furcht kommen wollte, und nun lachte er ganz gewaltig. „Siehst du dummer Junge, was es mit dem Fürchten für eine einfältige Bewandniß hat! Die Sache selbst ist ja nicht fürchterlich, sonst hättest du dich vorher gefürchtet. Die Furcht liegt nur in der Einbildung, in der Vorstellung, die du von der Sache dir machst. Sag nur, was ist hier zu fürchten?" Ja, sagte ich, die vielen Gehängten. „Was? Gehängte? wo sind die? ich sehe keine." Ja sie sind nicht mehr da! — „Narre! und du fürchtest dich vor etwas, das nicht da ist?" — Ja aber — wenn sie wieder kämen. — — „Nun — woher sollen sie denn wieder kommen?" — Aus der Hölle herauf, sagte mir die Großmutter! — „Nun da müßte der Teufel schlechte Polizei halten, wenn er die gehängten Spitzbuben wieder laufen ließe, denk nur, die armen Schelme würden freilich lieber noch hier oben herum fahren, als drunten in der Hölle braten. Aber zur Strafe müssen sie eben dort bleiben. — So sprach er noch viel, und übte mich nun unabläßig so lange in den finstersten Nächten, auf Kreuzwegen, im alten verfallenen Schloßthurme, auf dem Kirchhof, bis es ihm gelungen war, mir das einfältige Fürchten abzugewöhnen.

Wer's versteht!

Eine Dienstmagd ward wegen ihrer unverbesserlichen Unsäuberlichkeit ihres Dienstes entlassen, und bat nun, man möchte doch im Abscheide nicht so von ihr schreiben, daß es ihr schade. Aber die Leute in der Stadt müssen doch wissen, daß du eine Choselm.... bist! — Nun meinetwegen; aber machen Sie es doch nur so verblümt!

Die Frau trug ihrem Eheherrn die Bitte vor, und dieser schrieb demnach: — „Anna Barbara Y. . . . Ich habe weiter keine besondre Klage über sie zu führen, und sie ist lediglich wegen ihrer Wasserscheu ihres Dienstes entlassen.“ — Es ist doch gut, daß Wasserscheu nicht allemahl die Hundswuth bedeutet.

Der Pfarrer hat Recht.

Ein Landpfarrer im Oestreichischen las einmahl seinen Bauern die Zeitung vor. Darinn stand ein französischer Armeebericht von einer grossen Schlacht, und der sagte: „Die Oestreicher hätten dreyßigtausend Todte auf dem Felde gelassen, und die Franzosen — fünftausend!!“ Nun, sagte der Pfarrer, so lasset uns für die dreißigtausend Oestreicher fünf andächtige Vaterunser beten, für die fünftausend Franzosen aber — den Glauben!

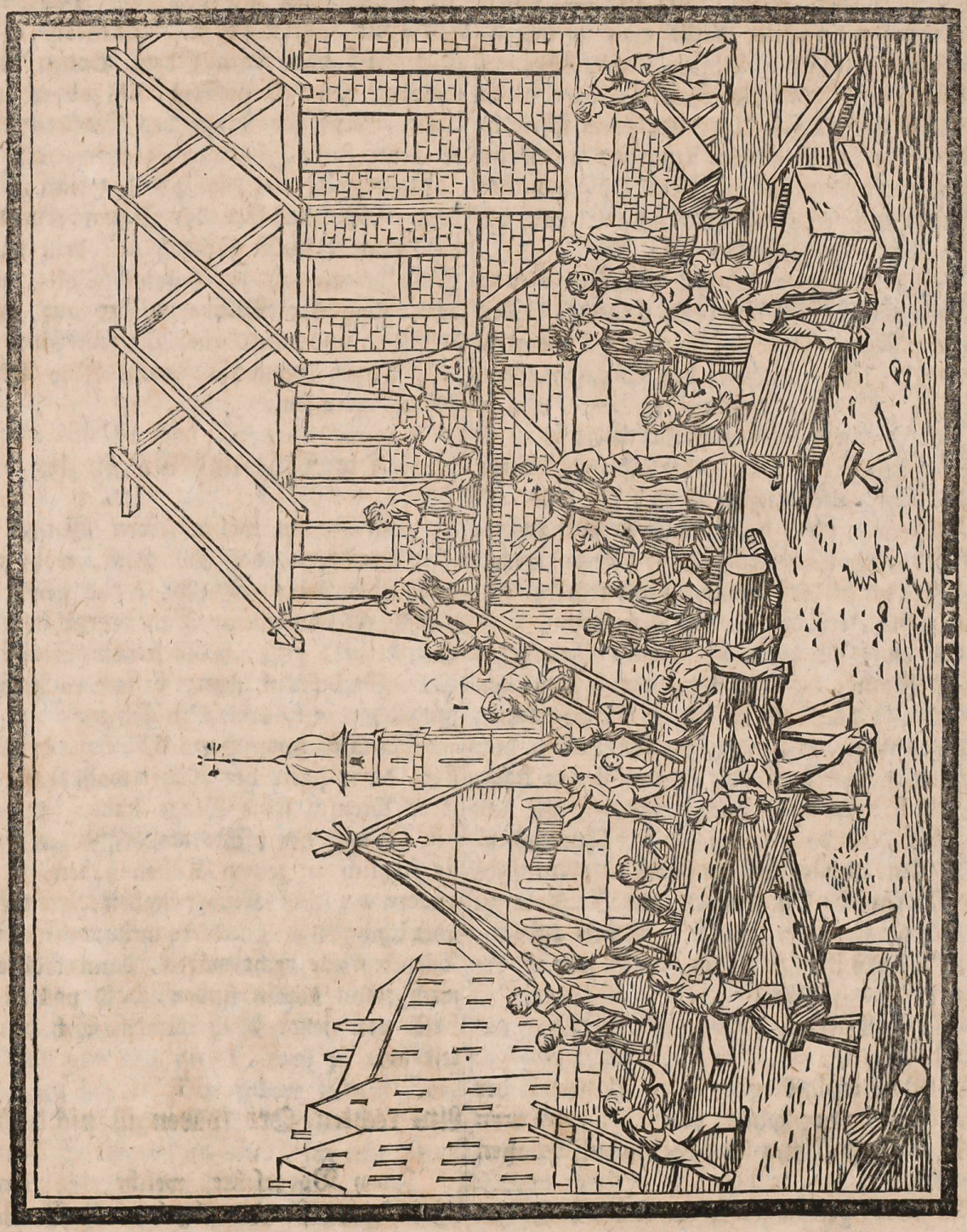
Das durch Knaben erbaute Schul- und Bethaus zu Weimar.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Das zu Weimar, unter Anleitung von Johannes Falk, erbaute Schul- und Bethaus steigt mit jedem Jahre erfreulicher empor. Nur ein alter Zimmermann und ein sachverständiger Maurergesell stehen an der Spitze. Die muntere Knabenschaar fährt mit grossem Geschick Bauholz und Steine, sie gräbt Lehm und schlägt Grund, kurz, das Gebäude wächst, so zu sagen, mit den Knaben selbst kräftig in die Höhe. Im ersten Jahre arbeiteten von Ostern bis Michaelis zwanzig Knaben daran, und kamen, zur Belohnung dafür, auf das Handwerk; eben so im zweyten und im dritten Jahre. Schlafstätten, Beköstigung und Unterricht werden sogleich im Hause gewährt. Im Ganzen haben nun 60 Knaben an diesem Hause gearbeitet. Viele Stuben sind bereits fertig, und von Lehrern und Vorstehern bewohnt. Auch wird darin Schule gehalten. Zum Herbst 1824 steigt nun die ganze Vorderseite des Hauses, 80 Fuß breit, mit einer noch grössern Reihe von Stuben und Kammern, die vornen am Eingange mit einer Säulenordnung geziert sind, unter Gottes Beystand empor. Alles ist dazu in diesem Sommer auf das Fleißigste vorbereitet worden. Sogar beym Tapeziren werden die Knaben mit dem besten Erfolge angestellt. Dabey ist das Erfreulichste wohl, daß, ohne die Anwendung von irgend einem gewaltsamen Mittel, bey völlig unverschlossenen Thüren, selbst die wildesten Knaben, denen ein herumschwärmendes Leben zur andern Natur geworden schien, dieser Art von Beschäftigung einen solchen Geschmack abgewinnen, daß sie nur höchst selten davon laufen, oder, wo dies geschieht, bald von selbst und freywillig wieder zurückkehren.

Der gute Rath.

Ich besuchte dieser Tagen meinen Freund, den Pfarrer zu *** der von vielen des Geizes beschuldiget wird, ohne daß er es mir zu verdienen scheint. Wir saßen nicht lang unter der Linde vor dem Pfarrhause, als ein Bettler daher kam und um ein Almosen bat. Woher armer Mann? fragte er. Aus dem L. war die Antwort. Höre, sagte er, das ist etwas weit von hier, weiter als meine Kräfte reichen zu helfen. Aber doch



Das Schulhaus.

nur, was euer guter Wille ist. — Eben das wäre mein guter Wille euch zu helfen, aber das kann ich nicht. — Nun so könntet ihr mir doch ein Stück Brod oder einen Kreuzer geben. — Auch das kann ich nicht jedem, der mich darum anspricht und kann ich es nicht jedem geben, so wüßte ich nicht, warum euch eher als andern, weil euch damit doch nicht geholfen ist.

Ich konnte mich nicht enthalten ihn zu fragen, wie hilfst du denn andern? Mit gutem Rath, sagte er, dazu bin ich eigentlich hier, und nicht um des Almosengebens willen. Den Leuten in meiner Gemeine kann ich nebst einem kleinen Stück Geld noch einen guten Rath geben, der zehnmahl mehr werth ist, aber diesem Fremdling kann ich nicht sagen, ob er durch Unfleiß, Leichtsinn, Unordnung, Unverträglichkeit oder andere solche Fehler in die Nothwendigkeit gesetzt ist, sein Brod in der Ferne zu suchen. Das beßte, was ich dir geben kann, sagte er zu dem Mann, besteht in dem wohlgemeinten Rath, deine Nachbarn oder Nachbarinnen um Almosen anzusprechen, die werden dich schon belehren, wie du es anzustellen hast, um dich nicht mehr nach fremder Hülfe umzusehen, sondern sie in dir selbst zu finden.

Nun wußte ich, wodurch der Mann in den bösen Ruf gekommen ein Geizhals zu seyn, was er doch, wie ich aus viel anderm, das ich bey ihm sahe, gar nicht war.

Wer ist der Listigere?

Man erzählt von einem Bauern, der sich für listig genug hielt, einem blinden Herrn sein vernachläßigtes Gut theuer aufschwatzen zu können.

Der Herr wäre in der That daher geritten und hätte sich von dem Bauern auf das Gut führen lassen. Nachdem er abgestiegen, habe er auf dem Boden herum mit den Händen getappt, als ob er etwas suche. Auf die Frage des Bauern, was er denn suche, habe er geantwortet: eine Distelstande, um sein Pferd daran zu binden. Als ihm aber der Bauer erwiedert, da könne er lange suchen, auf dem ganzen Gute herum sey gewiß keine Distel zu finden, stieg der Blinde wieder auf, nahm Abschied und dankte ihm für sein Gut, das sehr mager seyn müße, wenn keine Disteln darauf wachsen.

Die Kühe und die Knechte.

Ein Knecht wollte seinen Meister darüber beruhigen, daß eine Kuh, wohl nicht ganz ohne seine Schuld, krank geworden, indem er von einem Küher erzählte, welcher meinte: es müße in seinem Stalle immer etwas krank seyn; bessere es hier, so fange dort an, etwas zu fehlen.

Ja mein guter Hans Uli, sagte der Meister, darin hatte der Küher wohl recht, daß jeder Mensch seine Plage haben muß und der Küher, der nichts als Kühe hat, muß sie freylich an seinen Kühen haben, so wie andere die nur Kinder haben, an diesen, aber ich habe noch anderes mehr, wenn meine Diensten alle recht wären, dann wollte ich mich schon darein finden, bald von dieser, bald von jener Kuh etwas Schaden zu leiden.

Am rechten Ort sparen ist nicht Geiz.

Zwey Vorgesetzte, welche eine freywillige Steuer für die abgebrannte Gemeinde

in W. einsammeln sollten, kamen vor ein Haus, wo sie Lärm hörten, den der Meister mit seinem Knecht darüber machte, daß dieser ein ganzes Schwefelhölzli auf einmahl verbrannt hatte, ohne es von einander zu brechen.

Da können wir uns die Mühe ersparen anzuklopfen, sagte der Eine, was würde hier zu erwarten seyn? Doch, sagte der Andere, es ist unsere Schuldigkeit, überall anzufragen; gibt es Nichts, so haben wir unsere Pflicht gethan.

Sie gehen hinein, bringen ihr Anliegen vor und bekommen eine so reichliche Steuer, daß sie ihre Verwunderung nicht bergen können. Sie erzählen die Ursache derselben, was sie vor der Thüre gehört. Da thut ihr mir sehr unrecht, sagte der Bauer, daß ihr mich darum für einen Geizhals haltet, weil ich meinen Knecht dazu gewöhne, nichts zu vergeuden. Ihm kann es dereinst auch nützlich seyn, daß er bey mir sparen lernt, so wie ich durch Vermeidung unnützer Verschwendungen mir die Mittel erworben habe, am rechten Ort freygebig zu seyn.

Verachte kleine Dinge nicht.

Einem Reichen brachte ein unternehmender Mann den Plan zu einer nützlichen Unternehmung und fragte ihn, ob er dieselbe wohl mit Geld unterstützen, oder daran Theil nehmen wollte. Er liest den Entwurf und gibt ihn zurück, weil er jetzt kein Geld dazu habe. Der andere bedauert es, weil die Sache gewiß sehr vortheilhaft seyn würde. Er wiederholt aber, für jetzt könne er gar nicht darüber eintreten.

Unterdessen bemerkt er, daß der Speculant sich zur Erde bückt und etwas aufhebt. Auf die Frage, was er da mache, gab jener zur Antwort, er habe da eine Stecknadel (Gufe) am Boden liegen gesehen, die weggewischt und verloren gegangen seyn würde; deswegen hätte er sie aufgehoben und in seinen Rock gesteckt, weil es ihm unmöglich sey, etwas, wenn auch noch so Geringes zu Grunde gehen zu sehen. Nun verlangt der Reiche das Papier noch einmahl, liest es aufmerksam durch und gibt das Geld.

Nützliche Eingrasung.

Die neuern Landwirthe säen jetzt gern Wiken zum Eingrasen, je nach den Umständen auch mit Haber oder Gerste oder beyden vermischt; theils weil der Klee, wenn er auf denselben Aeckern zu schnell hinter einander und zu oft wieder kommt, nicht mehr so gut gerathet, doch kann man sich dagegen helfen, wenn man tiefer pflüget, oder raue Erde darauf führt; theils weil zwischen dem ersten und zweyten Kleeschnitt etwas anders vorhanden seyn muß, wenn man nicht entweder den ersten allzualt werden, oder den andern zu jung angreifen will. Gleiche Weite wirft ein Wiken oder Paschiacker grün zu verfüttern ungefehr so viel ab, als ein Kleeacker und kann ebenfalls mit Gyps gedüngt werden. Mäht man die Wiken, ehe sie in Blumen steigen, so kann man sie hernach noch einmahl mähen und sie geben treffliches Milchfutter, aber für die Pferde soll es besser seyn, sie stehen zu lassen, bis der Same bald zeitigen will; der Ertrag ist denn ungefehr eben so stark, als wenn sie zweymal geschnitten werden. In gemistetem Boden werden sie freylich schöner, saugen ihn aber nicht aus, und man kann auf die-

selben hin eine gute Kornerndt erwarten. Damit man diese Grasung noch spät im Herbst genieße, säet man einen Theil spät bis in den Heumonat hinaus. Hat man aber frühe gesäet, so kann man hernach Repps, Winterlewat, entweder auf das folgende Jahr stehen lassen, oder frühe zur Grasung benutzen und hernach Sommergewächs folgen lassen, oder auch noch Heidekorn in die Stoppeln säen, das man denn wohl herangewachsen zu Düngung der Wintersaat unterpflügt. Je nachdem die Jahrszeit mehr oder weniger vorgerückt ist, auch Rüben; in England zuweilen Roggen, der dann im Frühjahr zuerst zu früher Grasung benutzt wird und hernach in Aehren treibt und seinen Kornertrag gibt.

Der französische Husar.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel war, und viel Geldeswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neisse in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hatte, und meynt, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neisse ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bey einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffe ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seyd Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verlohren haben und zu armen Leuten geworden seyen, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sey

voll Thränen. Denn er war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrack die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann im Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nehme mans selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nemliche sey, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissens-Angst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knice nieder, und konnte nichts mehr heraus bringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott.“ — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von der Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Wie ist die Erde?

Der alte Schulmeister Fabian hatte gehört, daß die Erde rund sey, und so zog er seine Schnupfdrucke hervor und sagte: Seht Kinder, so wie da meine Schnupfdrucke ist die Erde. Merk nun der Leser, daß Fabian am Sonntag eine schöne viereckige Drucke mitführte. — Am Examen nun kams auch zur Sprache: Wie ist die Erde? — Heh, antwortete ein Bube, am Werchtig ist sie rundi, un ame Sundig viereckig!

Examen bey einer Schulmeisterwahl.

Frage. Was ist ein Meerbusen?
Antwort. Ein Meerbusen ist ein Loch, da man mit der Hand etwas ins Meer schieben kann.

Frage. Was ist ein Hafen?
Antw. Ein Gefäß, worin man Wasser oder Milch aufbewahren, oder etwas kochen kann.

Frage. Was ist eine Rhede?
Antw. Wenn man etwas redet oder spricht.

Frage. Was ist eine Erd- oder Landzunge?
Antw. Eine Erd- und Landzunge habe ich noch nie gesehen, sie muß aber sehr groß und lang seyn.

Frage. Was ist ein Staat?
Antw. Ein Staat ist, wenn man schöne und kostbare Kleider hat, und Staat damit macht und sich viel darauf einbildet.

Ja wohl!

Es war einmahl in einem Lande ein Gesetz bekannt gemacht, daß kein Mädchen vor dem 16 Jahre heyrathen solle. Das ist doch hart, meynte ein vierzehnjähriges Mädchen; das Leben ist ja so kurz!

Warnungs-Stimme an die Herren Schneider.

Ein gewisser Herr ward von seinem Schneider in Ansehung des Tuches, das er forderte, offenbar be . . schnitten. Was thut er? Er kauft so viele Ellen Tuch als der Schneider fordert, läßt aber das Tuch vom Kaufmann wägen, und das Gewicht ins Handelsbuch einschreiben. Als er das Kleid erhalten hatte, ließ ers ebenfalls bey dem nämlichen Kaufmann wägen, und — ojerum! jerum! Troz Seiden, Faden, Cordonet und Knöpfformen, Scherter und Sacktuch, wie es in allen Schneider-Conto heißt — troz dem allem fehlen noch 4 Pfund am Gewicht! Jezt wird der Schneider verklagt, das Buch des Kaufmanns zeugt offenbar wider ihn, und er muß Erstattung des Fehlenden, Geldbuße und Prozeßkosten tragen.

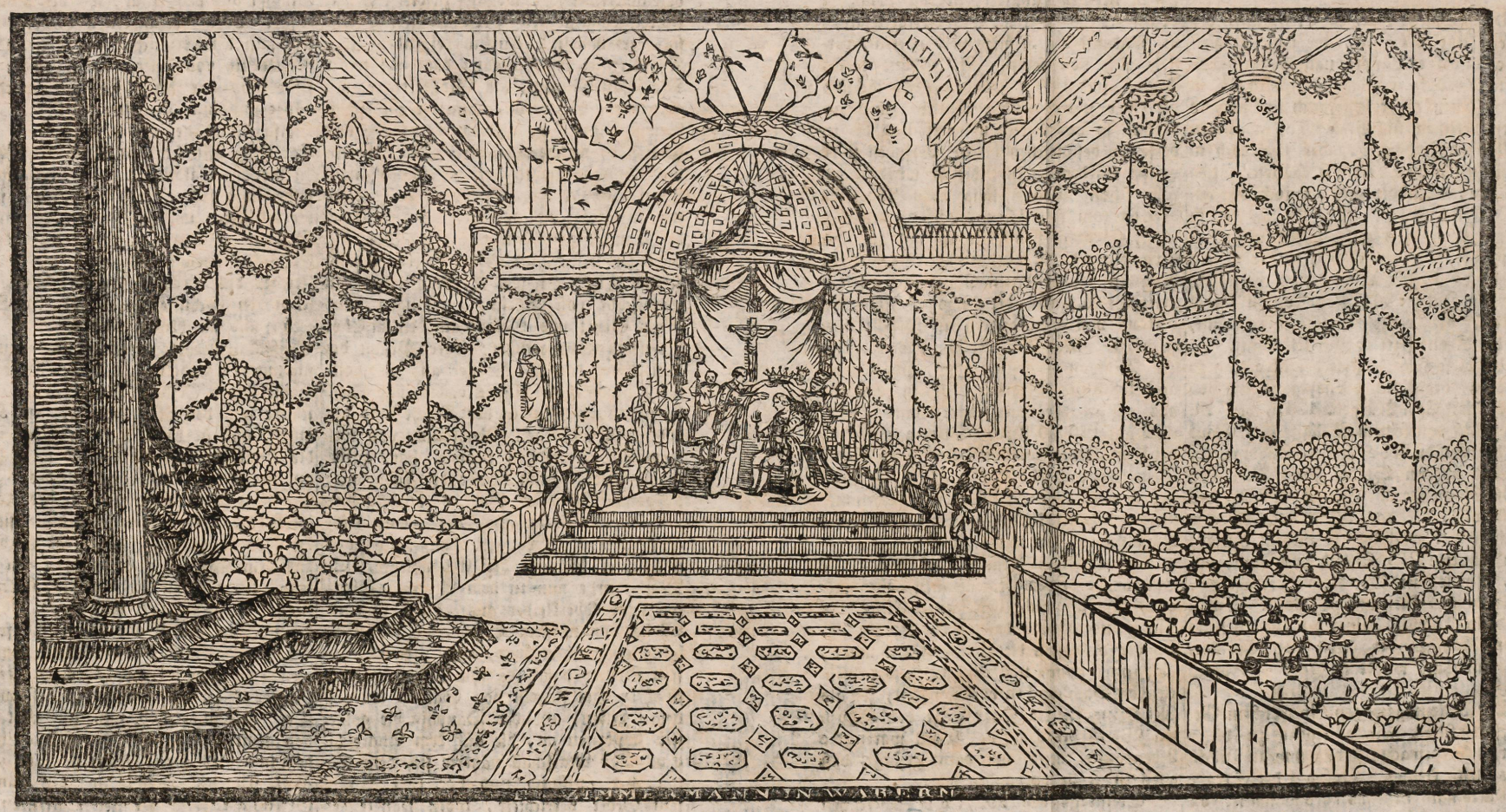
Ihr liebe Herren von der Nadel, ihr seid sonst gute Freunde der Moden. Aber was gilts

Diese Mode würde allen
Schneidern herzlich schlecht gefallen.

Wohlfeiles Allmosen.

Da war in S. ein Mann mit Namen T. der hatte viele Güter, und auf diesen Gütern eine Zeit so viel Ratten und Mäuse, daß er einen Preis auf jede Ratte oder Maus setzte, die man ihm entweder ganz oder nur deren Schwanz brachte.

Auch war daselbst ein andrer Mann, mit Namen C., den reueten die vielen Kreuzer, die er den Bettlern geben mußte. So spekulirt er weiter, fieng mit allem Fleiß Ratten und Mäuse, hieb ihnen die Schwänze ab, und trug sie in Paketli in der Tasche. Sprach ihn nun ein Bettler an, so antwortete er: „Baares Geld habe ich nicht; aber nehmt da eine Anweisung auf Herr T.“ Und dann gab er dem Bettler eine Parthie — Ratten- und Mäuseschwänze zum Allmosen.


IMMERMANN IN WABERN

Karls X. Krönung in Rheims.

Die Krönung ward in alten Zeiten bey Kaysern und Königen, die man deshalb auch gekrönte Häupter nannte, für durchaus nothwendig erachtet. Jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat in andern allmählich aufgehört. Haben wir doch in unsern Zeiten neue gekrönte Häupter entstehen sehen, die weder gekrönt noch viel weniger gesalbt waren. Der Pabst, der in frühern Zeiten die römischen Kaiser zu krönen pflegte, hat nur einmal in der neuern Zeit dieses Geschäft wiederum versehen, als er im Jahr 1804 Napoleon zu Paris als Kaiser der Franzosen salbte, nicht krönte, denn die Krone setzte er sich selbst auf.

Um diese Feyerlichkeit der Krönung zu vollziehen, begab sich der jetzige König von Frankreich, Carl X. geb. 1757, den 24. May 1825 von seinem Pallaste St. Cloud nach der Stadt Rheims in Champagne, einer der ältesten Städte Frankreichs von 30000 Einwohnern. Sie ist der Siz eines Erzbischoffs, der das Recht hat, die Könige in seiner prächtigen Cathedral-Kirche, deren Thürme 253 Schuh hoch sind, vor dem, ehmals mit Goldblech überzogenen, Hochaltar zu krönen und zu salben. Schon Chlodwig (Ludwig), einer der ältesten fränkischen Könige, der zuerst das Christenthum annahm, wurde im Jahr 496 darin getauft.

Der Krönungswagen, in welchem Se. Majestät fuhr, wurde eigens zu dieser Feyerlichkeit gemacht, so daß ihm an Pracht nichts gleich kommt. Daß auf der Straße von Paris nach Rheims alles wimmelte von Hinreisenden und neugierigen Zuschauern, die Vorgesezten der Gemeinen an den Strassen in Reihen stuhnden, überall Triumphbogen errichtet waren, und Artilleriesalven die Ankunft des Königs verkündeten, versteht sich von selbst. Auch hatte dieses Feuern einmal die 8 Pferde des Königs und die einer nachfolgenden Kutsche scheu gemacht, so daß leztere umwarf und die in derselben befindlichen hohen Personen stark verlezt wurden. In Rheims wurde ebenfalls schon Wochen lang alles Mögliche bereitet zum feyerlichen Empfang des Königs, seines grossen Gefolges und zur Beherbergung der in Menge dahin strömenden Fremden, unter denen sich besonders der brittische Gesandte, der Herzog v. Northumberland von allen andern an Pracht auszeichnete. Nur sein Kleid, das reichlich mit Diamanten gestickt war, schätzt man auf 1,800000 Franken. Sein Silber, das er zur Krönung mitgenommen hat, wird auf 120000 Pfund Sterling (Dublonen) gewerthet und die Brillanten seiner Gemahlin auf 60000 Pf. Sterl. — Gut, daß man es auch mit Minderm machen und zufrieden leben kann. — Einem Kutscher des Königs, der ihn einst abholte, gab er 500 Dublonen Trinkgeld! Wie viel die Einwohner der Stadt gewonnen haben mögen, läßt sich nicht berechnen. Einer, der sein ganzes Haus, das an der Straße lag, wo der König in die Kirche ziehen mußte, verpachtet hatte, und einstweilen mit einem elenden Dachstübchen vorlieb nahm, zog als Mithzins für die Paar Tage den doppelten Werth des Hauses. Doch waren die Lebensmittel taxirt, und dafür gesorgt, daß alles in Fülle vorhanden war.

Sonntags den 29., dem feyerlichen Krönungstage, Morgens um 8 Uhr, zog Se. Majestät in die mit aller Pracht ausgezeichnete Kirche, wo alle zu dieser Feyerlichkeit eingeladenen Personen seit 6 Uhr sich versammelt hatten, in folgendem Zug: Die Prinzen zogen voran, dann folgte der Marschall Moncey, als Großfeldherr, mit gezogenem Schwerdt, dann der Marschall Lauriston, und die Herzoge von Cosse und Polignac, welche in der Kirche die Schleppe des Krönungsmantels tragen sollten; nach ihnen kam der König zwischen 2 Cardinälen; ihm folgten die Offiziers der Leibwache, der Canzler von Frankreich, der Groß-Ceremonienmeister, die Kammerherren u. s. w. Beym Eintritt wurde S. Maj. durch den Erzbischof von Rheims empfangen, und unter Gebet und Gesang auf den im Chor bereiteten Sitz geführt; jener Prälat bot dem König das Weihwasser an, und holte dann hinter dem Altare das heilige Oehlfläschchen, welches in der Kirche und auf dem Grabe des heil. Remigius, von welchem die Stadt den Namen hat, aufbewahrt wird. Dann wurde der Lobgesang: „Komm Schöpfer Geist!“ angestimmt, nach dessen Beendigung der König seine Hand auf das Evangelienbuch legte, und mit lauter Stimme den Eid ablegte. S. Maj. wurde nun zu dem Altare geführt, zog seine Oberkleider aus, blieb in einer Weste von weißem Satin, die zur Salbung eingerichtet war, und verrichtete so sein Gebet; dann zog ihm der erste Kammerherr Halbstiefeln von Sammt mit goldenen Lilien, und der Dauphin die goldenen Spornen an, die auf dem Altare lagen. Der Marschall näherte sich dem König, der aufstund und vor dem Altare sein Gebet verrichtete, indeß segnete der Erzbischof das Schwerdt Karls des Großen, umgürtete den König damit, und legte es entbloßt auf den Altar, wo der König es küßte. Nach verschiedenen Gebeten bereitete nun der Erzbischof das Salbungsöhl; der König von zwey Cardinälen begleitet setzte sich, das heil. Fläschchen wurde geöffnet und mit einer goldnen Nadel etwas Balsam aus demselben genommen. Die Cardinäle öffneten das Kleid Sr. Maj., da wo die Salbung vorgenommen werden sollte, und führte ihn zum Altare, wo er niederknieete, um verschiedene Gebete und Gesänge anzuhören; dann salbte ihn der Erzbischof oben auf dem Haupte mit dem Zeichen des Kreuzes, auf der Brust zwischen den Schultern, auf beyden Schultern, und an beyden Armgelenken. Der Groß-Kammerherr bekleidete nun den König mit dem Ueberrocke und dem Krönungsmantel; der Erzbischof weihte die Handschuhe und den Ring, den er dem König anzog, und übergab ihm den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit; dann nahm er auf dem Altare die Krone Karls des Großen, und hielt sie über dem Haupte des Königs, indem die Prinzen vom Geblüte sie mit ihren Händen unterstützten; der Erzbischof gab dem König den Segen mit den Worten: „Gott kröne dich mit der Krone des Ruhmes und der Gerechtigkeit;“ setzte ihm dann einzig die Krone auf, und sprach: „Empfange die Krone des Reiches im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes;“ die Prinzen berührten sie wieder. Der Erzbischof hob nun den Gekrönten von seinem Sitze auf und führte ihn zu dem in der Kirche errichteten Thron, Se. Maj. trug den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit, die Prinzen begleiteten ihn, und als der Monarch sich setzte, sagte der

Erzbischof: „auf diesem Throne des Reiches befestige dich Gott!“ küßte dann S. Maj. drey Mal auf die Stirne mit den Worten: „Es lebe der König in Ewigkeit;“ die Prinzen, welche herzogliche Kronen trugen, legten diese ab, und der König umarmte sie, indem ihn jeder mit den gleichen Worten begrüßte. Jetzt erschallte kriegerische Musik von 210 Musikanten, dem Volke wurde die Kirche eröffnet, die Herolde theilten Denkmünzen aus; eine zahllose Menge von Vögeln, (1200) ließ man (einem alten Gebrauche zufolge) in der Kirche fliegen, alle Glocken läuteten, und drey Salven der vor der Kirche aufgestellten Truppen mit dem Donner von 100 Canonenschüßen ab den Wällen verkündigten nah und fern die Vollendung der heiligen Handlung. Der Erzbischof stimmte vor dem Altare das Te Deum an, nach welchem ein Hochamt gesungen wurde, während dem der ganze Hofstaat, die Prinzen und Prinzessinnen, die Gesandten, und Mitglieder der Pairs und Deputirtenkammer dem Altar und dem Throne ihre Ehrfurcht bezeugten. Nach dem Hochamt wählte der König zwey Hostien, und übergab sie dem Groß-Almosenier zur Consecration; legte den Scepter nieder und empfieng aus den Händen der vier Ritter des heil. Geist-Ordens die Opfergaben, bestehend in einem Gefäß voll Wein, einem goldenen und einem silbernen Brode, und einer Schüssel voll Denkmünzen, die S. Maj. auf den Altar niederlegte, und begab sich dann in seinen Beichtstuhl, indeß der Abendmahltisch bereitet wurde. Nachdem der König das Confiteor laut gesprochen, erhielt er von dem Erzbischofe die Absolution, und genoß das heil. Abendmahl unter beyderley Gestalt, Brod und Wein; der Erzbischof nahm ihm nun seine schwere Krone ab, und setzte ihm eine leichtere auf, deren Werth jedoch auf 18 Millionen geschätzt wird. Nun begab sich der König mit seinem ganzen Begleit in seine Zimmer zurück, und genoß da das königliche Mahl, das indeß bereitet war, und mit welchem die hohe Feyer des Tages zu Ende gieng.

In der Kundmachung des Erzbischofs von Rheims, worin er die Krönung ankündigt, und die üblichen Gebete verordnet, bemerken wir folgende schöne Stelle: „So glänzend, so prachtvoll die erhabene Ceremonie der Salbung und Krönung eines Königes seyn mag, hätte sie keinen andern Zweck, als diesen äußern Prunk, der nur die müßige Neugierde befriedigen kann, so würde sie nicht anders, als ein eitles Schaugepränge seyn, das auch das Heidenthum uns bieten kann. Allein unsere Kirche verbindet damit einen weit edlern Zweck, sie will erhabenere, einer unsterblichen Seele würdige Gedanken dadurch erwecken, sie will in ihrem äußern Kultus durch die Würde und Pracht ihrer Ceremonien, wie durch den Wohlklang und die Weise ihrer Gesänge das Gemüth aufrichten und unsern Geist zu Gott erheben: sie will bey der religiösen Feyer der Salbung unserer Könige an unsterbliche Wahrheiten erinnern und uns heilsame Lehren geben; sie will dabey den Völkern in das Gedächtniß zurückrufen, daß alle Macht von Gott kömmt und daß die Könige seine Stelle auf Erden vertreten, und der Abglanz eines Strahls göttlicher Majestät auf ihr Haupt niederfällt. Ja, die Könige sollen für christliche Völker das irdische Abbild des Allmächtigen seyn, der mit weiser Vorsehung

die Welt beherrscht; aber sie sollen sich auch erinnern, daß auch sie einen Herrn im Himmel haben, der Recht und Gerechtigkeit ihren Händen anvertraut hat und daß auch sie dereinst vor dem obersten Richterstuhle, der Völker und Könige richtet, Rechenschaft abzulegen haben. Daran will sie die Kirche in ihren Ceremonien, in den Gebeten erinnern, welche die Salbung und Krönung begleiten."

Die beyden Nachtwächter.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

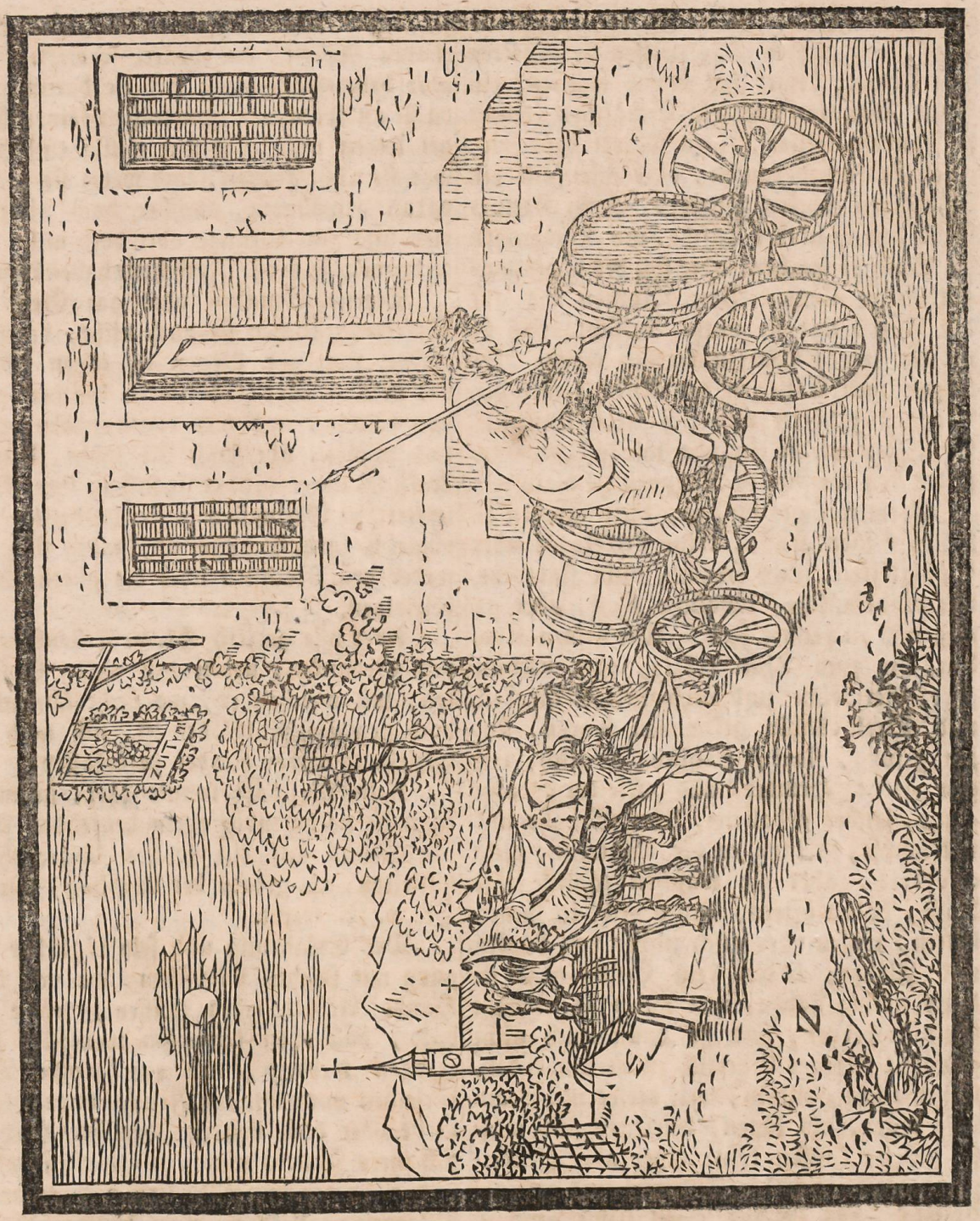
Der Nachtwächter von P. hat eben gerufen: Hört ihr Herren und laßt euch sagen, die Glocke hat neun geschlagen; als er zum Wirthshause kam, und dort einige Fuder Wein fand, die da warteten, bis die Fuhrleute aus dem Wirthshause kämen. 'S ist ein guter Schick, denkt der Nachtwächter, steigt auf ein Faß, und nachdem er sein Tabackpfeiffenrohr hinlänglich gesäubert glaubt, fängt er an tüchtig zu ziehen. „Ah! das ist vom bessern", denkt er, und fängt noch einmal an. Und als er fast genug hat, denkt er: noch einen Zug für die Zukunft, denn so gut wirds mir nicht bald wieder. Und nun noch eins zum Abschied und zur schuldigen Danksagung. — Aber — zu viel ist ungesund! Mein Nachtwächter kann nicht vom Wagen herab, fällt zwischen die Fässer, und schläft. — Die Weinbauern kommen endlich auch wieder, merken in der dunkeln Nacht nicht, was indessen sich aufgeladen hat, fahren fort, und langen um zwey Uhr in der Nacht in M. an, wo sie wieder Halt machen.

Der Nachtwächter wird nun von der Morgenkühle — es war eben im Wintermonat — endlich munter, steigt vom Wagen und denkt: Es wird nun wohl zehn Uhr seyn! und so, in der Meynung er sey daheim in P., fängt er an und ruft: Hört ihr Herren, und laßt euch sagen, die Glocke hat zehn geschlagen.

Aber der M...r Nachtwächter ist anderer Meinung. Der ruft in der nächsten Gaße: die Glocke hat zwey geschlagen. Was, denkt der P...r, das ist ein Spitzbube, der mich narren will, dem will ichs weisen. Holla! brummt der M., wer erfrecht sich den Nachtwächter zu äffen? wart ich will dir den Hals brechen. So rücken sie beyde im Amtseifer auf einander los, wünschen sich mit Schurken und Spitzbuben gar freundlich guten Morgen, und bieten sich — nicht die Hände, aber ihre Springstöcke über den Buckel, bis der Lerm die Leute aus dem Wirthshause bringt. Endlich kommts denn heraus, wie alles gegangen ist, und der P. wird als Arrestant heimgesandt, und dort mit Gefangenschaft bestraft — wie recht und billig. — Das mag wohl manchem Nachtwächter zum Warnungsspiegel dienen.

Die armen Buben zu Hofwyl.

„Ja wohl arme Buben!" fiel mir jemand ins Wort, da ich anfieng, der Gesellschaft davon zu erzählen, „das ganze Jahr durch bekommen sie keinen Tropf Kaffe, keine Eyerweggen, keine Brosmen Zuckerzeug, dergleichen doch der ärmste Bettelbube sich verschaffet, wenn er nur wöchentlich einen Tag in der Stadt betteln kann. Baarfuß müßen sie fast den ganzen Sommer gehen, kein gebleichtes Hemde kommt



Die beyden Nachwächter.

auf ihren Leib, keine Mütze auf ihren Kopf, den ganzen Tag müssen sie arbeiten oder lernen; keiner hat etwas eigenes, ein Paar Dauben, oder ein Schäfchen, damit sie handeln lernen, einen Markt besuchen, einen Lebkuchen kaufen, oder allenfalls ein Räuschgen trinken könnten. Kein Kreuzer Geld kommt in ihre Tasche, mit Kameraden ein Spiel zu machen, oder sich des Sonntags gütlich zu thun. Von Morgen bis auf den Abend sind sie unter Aufsicht, daß sie nie ein freyes Wort unter sich reden, oder kurzweiligen Scherzen der Knechte mit den Mägden zuhören und sich üben könnten, seiner Zeit wieder einander mit lustigen Einfällen bey der Arbeit Kurzweil zu machen."

Freylich sagte ich, ja, diese Buben erhalten keinen Kaffe, keine Leckereyen oder Süßigkeiten, nicht fremde, nicht städtische, nur einheimische, ländliche Kost, aber genug und zu rechter Zeit. Die armen Knaben, die zum Theil krätzig, oder verhungert, verwöhnt und verwahrlöset an Leib und Seele dahin gekommen waren, sind jezt gesund, stark, fröhlich, reinlich, tragen grobe Hemder und Kleider, aber ganze, sauber gehaltene, keine Schuhe und Strümpfe, so lang es die Witterung nicht erfordert, aber sie waschen täglich ihre Füße, baden öfters, liegen nicht in Federbetten, wissen aber auch nichts von Läusen und Flöhen, haben kein Geld, weil sie keins nöthig haben, und wenn sie einmahl Geld erwerben, sind sie dann auch nicht gewohnt selbiges liederlich zu verschwenden, lernen nicht handeln, weil dieses nichts anders wäre, als lügen, betriegen und müssig gehen, kaufen keine Eyer oder Zuckerzeug, weil ihnen die Erdapfel und anderes Gemüse, das sie zum Theil selbst gepflanzet, zur rechten Eßensstunde und nach gethaner Arbeit, am besten schmekt. Arm oder bedauernswürdig sind sie darum nicht, da sie an wahren Bedürfnissen keinen Mangel leiden und leicht und willig entbehren, was sie nicht kennen, und wenn sie jezt sich daran gewöhnten, nachher doch nicht immer und zur Genüge oder doch nicht ohne anderweitige große Nachtheile haben könnten.

Eigene Stunden oder gar Geld zum Spielen brauchen sie auch nicht, denn ihre Arbeit und ihr Lernen ist ihnen Spiel, das beweißt ihre Fröhlichkeit bey dem einen und andern, und wer ihnen dabey zusieht und zuhört, überzeugt sich leicht, daß die Aufsicht, unter welcher sie stehen, ihrer Munterkeit im Geringsten nicht hinderlich sey, obgleich ihre Scherze unschuldig sind und weder den Nächsten noch die guten Sitten beleidigen.

Aber wie gerieth Hr. v. Fellenberg auf den Gedanken, neben den vielen Geschäften, mit welchen er, wo nicht überladen, doch gewiß sehr beladen ist, sich noch mit Erziehung armer Kinder zu befassen?

Kein Geschäft konnte eher, ja mußte beynahe nothwendig einen denkenden Menschenfreund auf ein solches Unternehmen hinleiten, als gerade der Landbau, wie ihn Hr. v. F. treibt.

Die Erfahrung und sein täglicher Umgang mit solchen Menschen, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, lehrte ihn bald, daß eben diese am wenigsten dazu erzogen werden, daß ein großer Theil derselben entweder die Frucht ungesetzlicher Liebe oder doch von zweydeutiger Herkunft sich ihres Vaters wenig zu getrösten haben, und entweder von Müttern oder erkauften Pflegeeltern bald mühsam durchgeschleppt,

bald unglücklich verwöhnt, verzärtelt werden, weißeres Brodt essen, weichere Kleider tragen, als die Kinder der Landeigenthümer, in Gesellschaft von Thieren oder von andern Kindern aufwachsen, unter welchen immer das den Meister spielt, welches am lautesten schreyen kann, sollte dieses auch nur darum der Fall seyn, weil das kleinste bald weiß, daß es seinen größern Geschwistern dadurch allein eine tüchtige Bescheltung zuzieht, indem Vater und Mutter das Größere strafen, wenn das Kleinere schreyt.

So lernen die Kinder, vorzüglich der armen Landleute, von Kindheit an zu allem das Maul brauchen, ihr meistes damit ausrichten, und deswegen auch alles diesem zu Gefallen thun, und ausschließlich nur das gut nennen, was diesem wohl schmeckt. Auch das Vergnügen eines andern Sinnes, dem so oft Gesundheit, Ehre und das Glück eines ganzen Lebens aufgeopfert wird, vervielfältigen sich Erwachsene durch Gespräche, die darauf anspielen, in Gegenwart der Kinder so häufig und mit so sichtbarem Wohlgefallen, daß diese zu ihrem grösten Schaden gereizt werden, ihr Gemüth schon in den Kinderjahren damit zu beschäftigen, und dadurch ihre Seele früher als ihren Leib zu verunreinigen. Kein Wunder, wenn daraus Scheu vor aller Arbeit und Lüsternheit nach allem entsteht, was das Fleisch, die Sinnlichkeit reizt, so wie die Gewohnheit über der Arbeit und bey jedem Gespräch leicht etwas aufzufinden, was zu einem Scherz, einer Vergleichung Anlaß geben kann, womit man sich in Worten oder Gedanken ein unanständiges Leib- und Seel-verderbliches Vergnügen machen kann.

Hr. v. F. sah ferner, daß auch unsere Schulen diesem Uebel zu begegnen nicht geeignet, und mehr auf Uebung und Benutzung des Redewerkzeugs als der Aufmerksamkeit irgend eines bessern Sinnes oder des Verstandes berechnet seyen. Er wollte also durch unwidersprechliche Erfahrungen beweisen und wird es beweisen, daß arme Kinder nicht durch Reichthum, den sie ja großentheils auf bösen Wegen erwerben müßten, aber durch Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und gute Gewohnheiten sehr glückliche und dabey für das gemeine Wesen eben so nützliche Menschen werden können, als sie auf gewöhnlichem Wege ihm zur Beschwerde sind.

Endlich bemerkte er auch, daß gerade arme Leute, welche bey der Erziehung ihrer Kinder am meisten darauf denken sollten, sie abzuhärten, gerade das Gegentheil thun; wenn diese aus natürlichem Trieb, im Winter oder überhaupt in kühlern Tagen die gesunde frische Luft suchen, an welche jeder wohl thut, sich wenn sie auch etwas rauh wäre, früh zu gewöhnen, so werden sie mit Ungestüm wieder in die enge stinkende Stube, wohl gar auf einen eher heißen als warmen Ofen gejagt, von alten oder gar kranken Leuten die Nacht durch zu ihrer Erwärmung ja gar Erhaltung mißbraucht, indem sie mit ihnen in einem Bette schlafen, wo denn durch gegenseitige Austauschung ihrer Ausdünstungen das Kind an Gesundheit, Munterkeit und Kräften verliert, was jene dabey gewinnen, wozu denn noch der Schaden kommt, daß man sich von Jugend auf an allzuwarme Betten, oft nahe beym Ofen und in einem übermäßig geheizten Gemach gewöhnt, was für junge Leute in hohem Grade schädlich ist, gesezt

daß es alten schwachen besser behage. Vom Späteaufstehen, von der Unreinlichkeit und anderm mehr nur nicht zu gedenken.

Vielleicht liegt aber noch die vornehmste Quelle der Armuth in den Zerstreuungen, welche gerade solche Kinder von frühem aufsuchen und finden lernen, die sich selbst überlassen sind, weil sich die meiste Zeit niemand mit ihnen abgiebt. Der Vater ist auf Arbeit, die Mutter hat mit sich zu thun, ist froh, wenn ihr die Kinder nur aus dem Wege gehn und sie in Ruhe lassen, da müssen diese wohl auf etwas denken, sich die Langeweile zu vertreiben, und weil das, was sie vornehmen, immer etwas Kindisches, nichts daran gelegen ist, und auch nicht leicht so gelingt, daß sie daran Freude hätten, so wird bald eines liegen gelassen und ein anderes vorgenommen; und weil niemand daran denkt, wie wichtig es wäre, sie dazu anzuhalten, das, was sie angefangen, sey es auch, was es wolle, zu vollenden, das Mißlungene wieder besser zu machen, und vermittelst ihrer Spielwerke sie im Fleiße, in der Stetigkeit und im Nachdenken zu üben, so wird hier ein Grund zu der unglüklichen Zerstreuungssucht gelegt, welche hernach mit Taback, mit Karten- oder Kegelspiel, mit Zoten oder Beurtheilung des Nächsten, Prozessen, Liebhaberey an Tauben, Schafen u. s. w. befriediget werden muß.

Wenn einmahl die Gemeinen ihren Vortheil besser verstehen, und das Geld, welches sie jetzt damit verschwenden, schlechte Weibspersonen einander gegenseitig aufzubürden, lieber zu besserer Erziehung ihrer Knaben zu bestimmen, wird man weniger über Bettler zu klagen haben, welche dadurch, daß sie im Müßiggang wie Reiche leben wollen, die Reichen arm machen.

Kurze Uebersicht

der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1824 im Canton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1824 war im Ganzen ein ruhiges und gesegnetes Jahr. Gesegnet durch verschiedene neue Einrichtungen, die zum Wohl des Landes gereichen. So wie der Canton Waadt ein neues zweckmäßiges Gesetzbuch einführte, so wurde auch von unserm Canton an einem neuen gearbeitet und ein Theil desselben, der das Personenrecht in sich faßt, angenommen. Es wurden bedeutende Summen angewiesen zu Verbesserung der Straßen, und des Aarenlaufs von Thun nach Bern, so wie zur Hebung der Ueberschwemmungen der Zihl bey Nydau. Das Salz wurde von 12 auf 10 Rappen für das Pfund herabgesetzt, und dadurch dem Lande eine Erleichterung von 180 bis 200000 Frk. jährlich gewährt. Die von der Regierung kräftig unterstützte Taubstummenanstalt zeigt solches Gedeihen, daß sich durch freywillige Beyträge von wohlthätigen Personen, meistentheils Frauen von Bern, eine zweite für Mädchen gebildet hat, in die ebenfalls, wie in jene, Taubstumme aus dem ganzen Canton aufgenommen werden. Die während der eidgenößischen Tagsatzung statt gehabte Indüstrie- und Kunst-Ausstellung und die damit verbundenen Preise, so wie das liebliche Cantonal-Musikfest bey Eröffnung der Tagsatzung waren Zeichen des regen Lebens, das von oben herab alle Theile des Volkes durchströmt

und den Sinn für das Schöne und Nüzliche wekt. Eine andere Wohlthat war die Bildung eines Vereins zur Versicherung gegen Hagelschaden, wozu die neu aufblühende ökonomische Gesellschaft im Jahr 1824 den Grund gelegt hat. Ebendieselbe arbeitet an der Verbesserung der Viehzucht und Alpenwirthschaft durch Preisaufgaben und Commissionen. In den Oberämtern Aarwangen und Wangen blühen die zwey neuen Ersparnißkassen mit dem gleichen Segen auf, wie die frühern in Bern, Biel und Sumiswald. Eben so hat die Schulmeister-Casse in Bern in 5 Jahren das vorgeschriebene Capital von Frk. 10000 gebildet und angefangen dürftige Schullehrer zu unterstützen.

So fruchtbar und gesegnet auch in Hinsicht der Natur dieses Jahr war, so zeichnete es sich jedoch durch mehrere Unglüksfälle aus. Der Winter verlängerte sich so, daß noch am 2. Merz zwey Personen auf offener Straße bey Ins im Schnee umkamen, und Wölfe in der Nähe der Hauptstadt geschossen wurden. Im Frühling und im Spätherbst litt die Gegend von Nydau von Ueberschwemmung. Ein Theil des Dorfes Brienz wurde am 27. Weinmonat durch einen reissenden Bergstrom verheert, und erinnerte an die schreckliche Verwüstung von Goldau, welche Gegend durch einen neuen Erdfall am Gnippenberge neuerdings in Besorgniß gesezt worden war. Unter mehrern Feuersbrünsten erwekte vorzüglich der Mordbrand von Walperswyl allgemeinen Schreken. Furchtbare Gewitter und Hagelschaden trafen mehrere Gegenden, besonders Trub, doch nicht so verheerend wie einen Theil des Aargau.

Die äußern Verhältnisse unsers Vaterlandes sowohl zu unsern lieben Miteidgenossen, als zu nahen und weiten auswärtigen Mächten blieben immer gleich friedlich und ruhig, so daß jeder durch Fleiß und Arbeit sich redlich ernähren, ja noch Mancher ein Schärflein erübrigen konnte, nicht nur für nahe Hülfsbedürftige, sondern sogar für ferne, wie z. B. für unsere Mitchristen in Griechenland, die für die schöne Sache der Religion und Freyheit schon ins 5te Jahr mit wilden Barbaren kämpfen müssen, und bisher durch Gottes Beystand siegreich aus dem ungleichen Kampfe hervorgegangen sind, wie einst unsere Vorfahren bey Morgarten und in so vielen andern Schlachten.

Anzeige.

Nachstehende Jahrmärkte sind wegen später Einsendung im Verzeichniß derselben nicht richtig angezeigt, und werden wie folgt abgehalten:

Muttenz, im Canton Basel: Ist der erste Jahrmarkt den 13. Merz oder den zweiten Montag. — Der Herbst-Jahrmarkt den 9. Oktober oder den zweiten Montag.

Moßnang, im Canton St. Gallen: Fällt der Herbst-Jahrmarkt anstatt den 4. auf den 11. Oktober oder Mittwoch vor Gallus.

Cornol: Wird der Frühlings-Jahrmarkt anstatt den 22. den 16. May oder den dritten Dienstag abgehalten.

Monthey, Canton Waadt: Werden die Jahrmärkte wie folgt abgehalten: Den 1. Hornung. — Den 29. Merz. — Den 7. Brachmonat. — Den 13. Herbstmonat. — Den 11. Weinmonat. — Den 30. Christmonat.

Unterseen: Im Herbstmonat wird der Jahrmarkt Freytags den 22sten abgehalten.

Utznach: Wird der Frühlings-Jahrmarkt, im Maymonat, anstatt den 2. am 9. desselben Monats abgehalten.